



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 2 January 24, 1952**

Köln: Bund-Verlag, January 24, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS



## HARTE MÄNNER GESUCHT

### JUGENDLEKTÜRE

Ein unüberwindlicher Haß wuchs in Gulja. Und eine innere Stimme sagte ihr: „Verlier nicht den Mut, du mußt ... rächen.“

\*

Mit jedem Tag wuchs in Gulja die Gewißheit, daß ihr Platz — an der vordersten Linie der Front war. ...

\*



„Ich hab' das Gefühl, als würde Ihnen ein anderer Beruf mehr liegen.“

Auf der Fahrt zur Front rief der NKWD-Kommissar: „Sag dem Lokomotivführer, er soll sich beeilen. Unsere Mädchen wollen in die Schlacht!“

\*

Die Deutschen kamen immer näher. Treffsicher verlegte Gulja dem Feind den Weg. Manche fielen. Da war die Munitionstrommel leer ... Gulja zog eine Handgranate aus dem Gurt, hielt sie fest in der Faust ... ließ den Feind nah heran und warf. Gut so! Getroffen ...

\*

Das Radio brachte die Stimme dessen, der uns zum Siege führt. „Bald wird Feiertag sein!“ sagte Stalin. „Und wenn er es sagt, dann wird es auch so sein. Trinken wir auf den Sieg, auf Stalin!“

\*

„Kameraden!“ rief Gulja, die bereits schwer verwundet war, und hörte ihre eigene klingende helle Stimme wie von weither. „Für Stalin, für die Heimat, vorwärts!“ Die Höhe 56,8 war genommen und mit Blut bezahlt — der letzte Gipfel in Guljas Leben ...

\*

Der hurrapatriotische Schmöker, der sich in nichts von der entsprechenden Naziliteratur unterscheidet, ist soeben in 2. Auflage erschienen. Titel: „Das Mädchen Gulja.“ Autorin: Jelena Iljiana, Übersetzerin: Alix Rohde-Liebe, Ostberlin, Pankower Jugendlektüre: „Für Weltfrieden und gegen Remilitarisierung.“ Verlag: Volk und Wissen.

Man muß da sehr vorsichtig sein. Wenn man mit sehr starken Männern zu tun hat, muß man immer sehr vorsichtig sein. Genau so wie mit Helden. Da läßt sich nämlich sehr schlecht unterscheiden, wo das Heldentum aufhört und der Wahnsinn anfängt. Oder der Kitsch. Denn Heldentum ist Geschmacksache. Da hat jeder seinen Lieblingshelden. Wie man seine Lieblingschläger hat und sein Lieblingsbuch. Für den einen ist es Stewart Granger, für den anderen Al Capone, für diesen Hein ten Hoff, für jenen Schorsch Maier. Das ist aber erst seit kurzem so. Vor fünf und vierzig war es für jeden nationalbewußten Deutschen eine Selbstverständlichkeit, daß er sich einen kerndeutschen Helden aus der — natürlich ständig siegreichen — kerndeutschen Geschichte aussuchte. Helden aus der uralt-urgermanischen Sagenwelt gaben ebenfalls ein gutes Ansehen und zeugten außerdem von Bildung. In beiden Fällen hielten nationalistische und Kriegervereine immer eine umfangreiche und wohlsortierte Auswahl bereit. Bedingung war natürlich immer, daß der Held auch in Ausübung seiner Heldenhaftigkeit umgekommen war. Denn erst der Heldentod oder der Tod in dem Schlachthof — Verzeihung, Schlachtfeld der Ehre autorisierte die Nachwelt, den so heftig heldenhaft Gefallenen — denn Helden sterben nie, sie fallen immer — die Bezeichnung „Held“ erwerben zu lassen. Wobei dahingestellt bleiben mag, ob nicht doch lieber die Helden noch ein wenig weitergelebt hätten, selbst wenn sie dann nur Schuster oder Schreiner geworden wären. Wobei nichts gegen Schuster oder Schreiner ge-

sagt sein soll. Wofür übrigens die Helden sich dem grausamen und gefräßigen Gott der Helden-ehre geopfert hatten, darüber wußten oft selbst die trinkfestesten Biertische fanatischer Heldenverehrer nichts zu sagen. Das ließ manchmal den Verdacht aufsteigen, die großen Helden-söhne unserer Nation — die der anderen übrigens auch — hätten sich für ein Heldentum geopfert, nur damit fettansetzende und papierkragentragende Spießbürger so ordentlich einen gruselig-erhebenden Heldentumersatz-Wonneschauer verspüren könnten, wenn sie mit Nachthemd und Kerze ins Bett stiegen. Denn selbstverständlich hatte man das idealisierte und vorgestellte Konterfei seines Lieblingshelden über dem Bett hängen. In den meisten Fällen handelte es sich dabei um eine ungeheure künstlerische Darstellung eines ertrinkenden Matrosen auf einem im nächsten Augenblick gänzlich untergegangenen Schiff, der mit letzter Heldenkraft noch die Fahne — diese Monstranz des Nationalismus — hoch- und seinen Mund zu einem letzten heldenhaften Schrei offen hält.

Fortsetzung Seite 3

### Unterricht auf der Theaterbühne

In der friesischen Gemeinde Ihrhove müssen wegen des Schulraummangels noch heute schulpflichtige Kinder auf der zugigen und halbdunklen Theaterbühne eines Dorfgasthauses unterrichtet werden.



**Wenn das Blut fließt, toben die Massen.** Unbestechlich registriert das Auge der Kamera, was tausend Zuschauer nur für eine Sekunde, nur aus der Ferne sehen: eine Phase des brutalen Kampfes der Gladiatoren. Wer den Sport nur als Massenveranstaltung kennt, kennt auch nur den Nervenkitzel und die Sensation. Ist der wahre Geist des Sports gestorben? Fotos: dpa

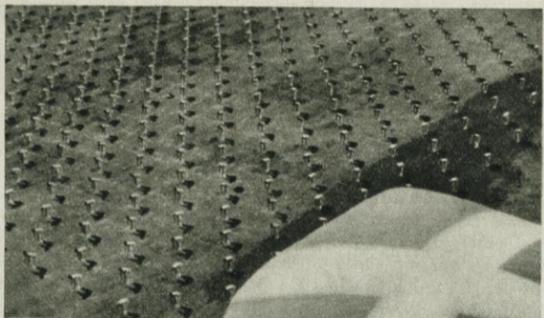
## GLADIATOREN UND SPORT



**Herr Immergrün wollte noch mehr Blut.** Er und einige andere hundert Immergrüns gaben deshalb eine Extravorstellung, machten Kleinholz aus den Stühlen, montierten den Ring ab und schlugen sich die Seile um die Ohren. Das ließ sich die Polizei natürlich nicht ge-



fallen. Sie rettete das sinkende Sportniveau. Herr Immergrün wurde verhaftet. Die Blamage aber blieb. Ausschreitungen, Proteste und Bestechungen sind beim Sport jetzt an der Tagesordnung. Woran liegt das? Daß gerade die Sportarten am meisten mit Auswüchsen überwuchert werden, die große Massen anziehen und Sensationen versprechen, verwundert nicht. Wo sich viele Menschen sammeln, kann man Geld verdienen. Wo sie Beute wittern, sammeln sich die Hyänen. Wo Profit winkt, steht der Idealismus auf verlorenem Posten. „Bestie Publikum“ besitzt ungeheure Macht. Die Zuschauer bilden die kommerzielle Basis für den Massensport. Sie bringen nicht zuletzt dem Staat die Steuern ein. Ein guter Unternehmer wird sich hüten, sich nicht nach dem Geschmack seiner Kunden zu richten. Der Zuschauer trägt in erster Linie die Schuld, wenn das Sportniveau sinkt.



Schwedische Sportler üben für die Olympiade

**Ausdruck der Lebensfreude,** Geschicklichkeit, Mut und ehrlicher Kampf, Kameradschaft und die Kraft, Niederlagen zu ertragen, Aufschwung und Aufrufen, das alles ist es, was wir im Sport suchen. Wir finden es überall, wo nicht das Geschäftliche und nicht der Star Kult ist, überall dort, wo die Lust am Dasein lebendig ist. Nicht Sensation und Rekordsucht sind der Inhalt des Sports, sondern es ist die vom Willen beherrschte Körperlichkeit. Der geübte Leib als Gegengewicht zur Übermacht der Maschine und des Apparates. Deshalb ist und bleibt unser Ziel nicht der allgemeine Sporttrümmel; unser Ziel ist vielmehr die Verwirklichung der sportlichen Aktivität eines jeden einzelnen, die Verwirklichung des „fair play“ in Sport und Alltag.

**Finnische Mädchen treiben Körperkultur**



### Neuer Verein, altes Lied

Ein neuer Verein, der sich nach eigenen Angaben in seiner Politik gegen den Deutschen Gewerkschaftsbund stellen will, ist dieser Tage unter der Bezeichnung „Deutscher Arbeitnehmerverband e. V.“ (DAV) gegründet worden. Betrachten wir uns die Leute, die bisher als Repräsentanten dieses Verbandes in Erscheinung getreten sind, dann weiß jeder sofort, wo hier der Hase läuft. Als „Bundesvorsitzender“ fungiert nämlich der frühere Vorsitzende der Deutschen Reichspartei von Nordrhein-Westfalen, Amtsgerichtsrat z. V. Waldemar Amelung, als Stellvertreter und Geschäftsführer der bisherige Kreisvorsitzende der SRP in Detmold, Josef Baer. Ein Herr Amtsgerichtsrat und ein Funktionär der SRP wollen also die Vertretung der Arbeiterinteressen übernehmen.

Ein neuer Verein, ein altes Lied! Das Lied des Faschismus, das heute schon wieder von der SRP so zackig gesungen wird. Unzweifelhaft handelt es sich bei dieser neuen Gründung, wenn auch getarnt, um eine SRP-Aktion. Auch über den Weg des Arbeitnehmers will jetzt diese Partei versuchen, den Faschismus wieder auf die Beine zu bringen. Diese Leute sind Gegner der Demokratie und müssen deshalb die Feinde eines jeden anständigen Menschen sein.

### Vorne und hinten

Non olet — „Geld stinkt nicht“, antwortete der Kaiser Vespasian, als sein Sohn die Meinung äußerte, daß eine Abortsteuer doch wohl wenig zum Ansehen des Kaiserhauses beitrüge.

Damals sprach man noch offen seine Meinung aus. Wenn heute jemand ein anrüchiges Geschäft macht, dann steht ihm dafür eine Fülle prächtiger Ausreden mit ethischem Hintergrund zur Verfügung. Sie reichen von der „Errettung des Abendlandes“ bis zur „volkswirtschaftlich bedeutsamen Aufgabe der Fabrikation von Mausefallen“. Besonders unerfreulich sind heute die Zusammenhänge zwischen „öffentlicher Meinungsbildung“, wie sie die Zeitungen betreiben, und ihrem Inseratenteil. Vorn schreibt man eine Glosse über die Fragwürdigkeit von Wochenhoroskopen, im Anzeigenteil bringt man aber die Anzeigen von Astrologen ohne Bedenken. Wir wissen, daß die Redakteure zumeist ohne jeden Einfluß auf den Anzeigenteil ihrer Zeitung sind. Bei vielen Zeitungen beherrscht der Anzeigenleiter die Redaktionen und zwingt sie, Gefälligkeitsartikel zum Lobe der Inserenten zu veröffentlichen.

Im Dritten Reich gab es — warum sollten wir das verschweigen? — ein Gesetz, das es verbot, vom Anzeigenteil her Einfluß auf die Schriftleitungen auszuüben. Dafür wurde die Schriftleitung von Herrn Goebbels ferngesteuert.

Dieser Zustand ist beseitigt, aber kaum in der Absicht, nun wieder in alte Fehler zurückzufallen.

Wirklich peinlich wird die getrennte Aufgabenführung aber dann, wenn eine Zeitung einen kräftigen Protest gegen die moralische Verwil-

derung der Presse veröffentlicht und darauf verweist, daß süddeutsche Zeitungen sich dazu hergegeben hätten, gegen Herrn Harlan zu schreiben und gleichzeitig Inserate seiner Filme aufzunehmen. Dieselbe Zeitung bringt nun in eben der Nummer, in der sie diesen Artikel veröffentlicht, ihrerseits eine Söderbaum-Anzeige. Das mag ein Regiefehler sein. Vielleicht wird man auch darauf verweisen, daß die Arbeiterschaft nicht mehr bereit ist, Opfer für ihre Presse zu bringen, um sie dadurch unabhängig vom Anzeigengeschäft zu machen, aber peinlich bleibt es bei einem „Zentralorgan“ doch.

Sonst aber sollte man häufiger erst den Anzeigenteil einer Zeitung lesen, bevor man an die Leitartikel geht. Vielleicht versteht man dann manche Schwäche unserer Demokratie besser.

### Ein erster Schritt

Als der Bundestag mit 232 : 143 Stimmen bei drei Stimmenthaltungen dem Vertrag zur Errichtung der europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl zustimmte, wurde nicht allein ein Gesetz ratifiziert, sondern die parlamentarische Mehrheit des Bundestages entschied sich, auf fünfzig Jahre Verpflichtungen von weittragender Bedeutung einzugehen. Bekanntlich hatte der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes auf seiner Sitzung im Mai des vergangenen Jahres beschlossen, ein grundsätzliches Ja zum Schumanplan zu sagen, wenn gewisse Voraussetzungen, wie zum Beispiel die Erhaltung des zentralen deutschen Kohlenverkaufs, die Aufhebung der Produktionsbeschränkungen und eine angemessene Regelung der Entflechtungen, erfüllt worden wären. Die Bundesregierung hat in der Begründung ihrer Politik vor dem Bundestag versucht, nachzuweisen, daß diese Voraussetzungen durch den demnächst abzuschließenden deutsch-alliierten Generalvertrag geschaffen würden. Es scheint uns aber fraglich, ob man auf Grund von lockeren Zusicherungen, die der Petersberg der Bundesregierung gegenüber zu machen bereit ist, die Ratifizierung eines politisch und wirtschaftspolitisch so bedeutungsvollen Vertrages, wie es der Schumanplan ohne Zweifel ist, aufbauen kann. Die Opposition hat durch ihre Sprecher klar zu erkennen gegeben, daß sie nicht gewillt ist, bei den ungleichen Starbedingungen, mit denen die Bundesregierung dem Sechsmächtevertrag beiträgt, die Verantwortung für diese Entscheidung mit zu übernehmen. Die Redner der Koalition vertraten demgegenüber den Standpunkt, daß der erste Schritt zu einem geeinten Europa durch den Beitritt zur Montanunion unbedingt getan werden müsse, auch wenn ein gewisses Risiko damit verbunden sein sollte. Die dreitägige Debatte wurde fast ohne Tiefpunkte in erfreulich sachlicher Form und auf hohem Niveau geführt. Mit der Ratifizierung des Vertragswerkes ist aber der Schumanplan noch nicht verwirklicht. Erst an den praktischen Folgen wird man erkennen können, ob die Entscheidung des Bundestages tatsächlich ein erster Schritt zum wahren Europa gewesen ist.

## LESER SCHREIBEN - FÜR UND WIDER

**Meine Glückwünsche** zur mutigen und gewagten Umstellung. Die besten Wünsche, daß es Euch gelingen möge, die Anfangsform zu steigern. Die Zeitung verdient es, mit Interesse gelesen zu werden.

Paul Fuchsius, Hamburg.

**Warum** habt Ihr nicht das alte Format gehalten? Von unserer Seite hatten wir selten etwas an der alten Ausgestaltung auszusetzen. Trotzdem werden wir uns tatkräftig für die Erweiterung des Leserkreises einsetzen.

Günther Scheer, Berlin.

**Mit** Überraschung stelle ich fest, daß der „Aufwärts“ die Form geändert und sich der Gestalt einer modernen Zeitung angepaßt hat. Ich freue mich, daß Ihr endlich auf den richtigen Dreh gekommen seid, und hoffentlich bleibt der Inhalt weiterhin so spannend und interessant wie bisher.

Hans Zankl, Düren.

**Mit** einigem Befangen habe ich die erste Nummer des „Aufwärts“ gesehen und weiß nicht, ob dieses neue Format für die Jugendlichen besonders anspricht, da das Format an die Beilage einer großen Tageszeitung erinnert. Wenn dieses Format beibehalten wird, glaube ich, daß einige Änderungen vorgenommen werden müssen. Abgesehen von gutem Druck und der Vielseitigkeit hoffe ich, daß diese Zeitung weniger Kritik hervorruft, als es bis jetzt der Fall war. Ich nehme an, daß Ihr eine große Anzahl von Zuschriften erhaltet, die positiv sind als meine.

Richard Kohlberger, Frankfurt

**Zum** Aussehen des neuen „Aufwärts“ darf ich im Einverständnis mit Sepp mitteilen, daß uns dieses Format recht sympathisch vorkommt. Macht es vielleicht auch diesmal der recht schmissige Stil aus? Wir können uns vorstellen, daß die Zeitung dadurch in der Werbung wesentlich durchschlagskräftiger sein wird.

Ludwig Koch, Sepp Weinbuch, München.

**Es** ist sicherlich ein Wagnis, plötzlich ohne vorhergehende Diskussion das Gesicht einer Zeitung zu verändern. Aber jeder aufgeschlossene und einsichtige Leser wird diesen Mut als Beweglichkeit werten müssen. Zu begrüßen ist, daß durch die veränderte Form neue und bessere Möglichkeiten für den Gehalt der Zeitung gegeben sind.

Christel Risse, Hannover.

**Ich** sage ganz ehrlich, beim ersten Hinschauen auf das ungewohnte Format war ich doch etwas enttäuscht und glaubte sagen zu müssen: das frühere Format gefiel mir besser. Nachdem ich aber die Zeitung eingehend studierte, bin ich allerdings zu der Auffassung gekommen, daß sie besser ist als die frühere Ausgabe. Nicht nur der Inhalt änderte meine erste Meinung, sondern auch tatsächlich das Format.

Adolf Kummernuss, Stuttgart.

**Die** erste Nummer hat keinesfalls unseren Beifall gefunden, und wir bitten, den „Aufwärts“ wieder im alten Format erscheinen zu lassen.

Jugendausschuß Hüttenwerk, Oberhausen.

**Die** Vergrößerung des Formats entsprach ja immer meiner Intention. Ich glaube, daß die Zeitschrift so besser auf die Leser wirkt. Vielleicht ist es in mancher Beziehung noch notwendig, beim Einstreuen der Bilder Erfahrungen zu sammeln, da beim Aufschlagen ja jetzt eine sehr große Fläche wirkt. Ansonsten kann man mit der ersten Nummer schon recht zufrieden sein.

Helmut Schorr, Düsseldorf.

**Über** das neue Format war ich im ersten Augenblick etwas überrascht. Ich und viele andere haben sich zwar immer etwas gewünscht, aber wir waren beinahe an das alte Format gewohnt. Der Inhalt darf nun ruhig ein paar Grade aggressiver sein.

Hans Trawinski, Köln.

**Mir** war es gerade so, als ob ein frischer Wind zum Fenster hereingeweht käme. Ich begrüße es immer, wenn die Jugend nach neuen und besseren Wegen sucht und nicht am Althergebrachten festhält. Ihr werdet die Zeitung großzügiger und kämpferischer gestalten können.

Kurt Elsner, Frankfurt.

**Wir** glauben nicht, durch diese Veränderung mehr Interessenten für den „Aufwärts“ zu gewinnen.

Hans Beyreiss, Flensburg.

**Ich** muß leider sagen, daß mir die neue Aufmachung lange nicht so gut gefällt wie die alte.

Otto Scheugelpflug, Frankfurt.

**Alles** in allem glaube ich, daß eventuelle Vorteile der neuen Form, die nicht von der Hand zu weisen sind, den Nachteilen unterlegen sind. Es ging mir nicht so sehr um die Kritik als um meine ehrliche Sorge um den „Aufwärts“, der mir nach wie vor als Freund willkommen ist.

Lothar Pleithner, Stuttgart.

**Nur** einen Satz! Mit diesem neuen Kleid des „Aufwärts“ beweist die Gewerkschaftsjugend ihren fortschrittlichen Geist und den Mut zu neuen Wegen.

Matthias Berg, K.-Ostheim.

**Die** neue Form ist zu begrüßen, nur der Umbruch — ich glaube, so nennt man das in Fachkreisen — dürfte noch einige Änderungen erfahren.

Edmund Duda, Duisburg.

**Bleibt** weiter mutig, ihr Jungen, denn nur so kommen wir zu neuen Ufern! Meinen herzlichen Glückwunsch zur neuen Form.

Emil Müller, Leverkusen.

**Eine** Überraschung bereitete uns unsere Jugendzeitschrift „Aufwärts“ in ihrer ersten Ausgabe 1952. Sie ist nun da, so wie wir sie uns eigentlich schon lange gewünscht haben. Das neue Format bietet viele Möglichkeiten, und sie sind auch in der vorliegenden ersten Nummer gut ausgenutzt.

Gewerkschaftszeitung Textil — Bekleidung.



Harte Männer, junge Helden! Eigentlich stellen wir sie uns anders vor: Aufrecht, kraftstrotzend, mit ehernem Blick. Die hier sehen doch recht jammervoll aus, wie sie da bei Windstärke 12 über Bord hängen und ... die Fische füttern. Trotzdem: Harte Männer, junge Helden. Fotos: Seeger



Alle Jungen haben auf dem Schiff zu arbeiten, soweit sie nicht seekrank sind. Ständig stehen sie im Kampf mit den Elementen, in einem Kampf, den sonst nur Seeleute zu führen verstehen.

Ein Buch mit sieben Siegeln scheinen — nach dem Gesicht zu urteilen — dem jungen Steuermann Kompaß und Ruder zu sein. Aber auch das ist noch zu lernen, es muß einfach zu lernen sein.



Man muß da sehr vorsichtig sein. Wenn man mit Helden zu tun hat, muß man immer sehr vorsichtig sein. Wir wollen ja auch gar nichts gegen Helden sagen. Das wäre eine traurige Welt, die keine Helden hätte. Schließlich kommt es ja auch auf die Idee an, für die man sich opfert. Aber das wissen die soviel klügeren nachfolgenden Generationen später immer erst zu beweisen, warum diese oder jene Idee gut war oder nicht. Wogegen wir etwas wollen, das ist jenes wahnsinnhafte Heldentum, das sich um seiner selbst willen oder für den Moloch „Ehre“, sich selbst bis in die letztmögliche Konsequenz hinein aufopfert, ohne von dem göttlichen Funken der Vernunft und der Denkfähigkeit den geringsten Gebrauch zu machen.

Wer da aber meint, daß unsere, ach, so dekadente Zeit keine Helden mehr kenne, der sollte gerade in den letzten Tagen eines Besseren belehrt worden sein. Es wird kaum jemand bestreiten wollen, daß Kapitän Carlsen — ganz gleich, was man seetechnisch gegen ihn sagt — ein Held ist. Nicht in einem verkitschten, übersentimentalen Sinne, sondern schlechthin ein Held. Ein Mann, der sein Leben einsetzt, nicht um eines fadenscheinigen Ruhmes willen, denn jedes Straßenmädchen mit einem interessanten Lärchen, sprich Filmgesicht, kann heute berühmt werden, sondern um eines wohlbegründeten und stark verwurzelten Traditionsgefühls willen. Auch das wird niemand bestreiten wollen, daß nur ein gesundes, unverstaubtes Traditionsgefühl uns vor der vollkommenen Form- und Haltungslosigkeit unserer so freiheitlichen und enthemmten Zeit retten kann. Aber Kapitän Carlsons Traditionsgefühl war nicht so verstaubt, um bei diesem Wort zu bleiben, daß er ihm sein Leben auf den Opferaltar geworfen hätte. Sein Heldentum war auch modern genug, sein Leben retten zu lassen, als es mit allem und vor allem mit den Gründen für ein vernünftiges Heldentum zu Ende ging. Er war nicht nur rein körperlich ein starker Mann, sondern auch seelisch und geistig stark und ausgewogen genug, um weder in das eine Extrem des übertriebenen tödlichen Heldenwahns noch in das andere des vielleicht zu voreiligen Ausweichens vor der Gefahr zu fallen. Sich in einen Tod stürzen, das kann jeder tollwütige Hund. Aber ein starker Mann sein, auch geistig und seelisch, das macht den Helden aus.

Man sagt, in unserer Zeit gäbe es keine Helden mehr, unsere Jugend sei zu dekadent. Nun, erstens einmal hat es große Helden nie in einer Zeit, sondern immer vor einer Zeit gegeben, und das andere ist ein Schlagwort. Die Inflation der Parolen hat uns mißtrauisch gemacht dem Wort gegenüber.

Aber auch heute wachsen noch die Helden. Irgendwo im verborgenen. Allein schon der Wille, eine Menge Unbequemlichkeiten und Härten auf sich zu nehmen, ist ein kleines Heldentum. Bestimmt, wenn die Unbequemlichkeiten und Härten von der Art sind, wie sie die „Outward-Bound“-Seeschule ihren Schülern serviert.

„Outward Bound“, das heißt im Aufbruch begriffen sein, in die Ferne und Weite gerichtet sein. Ein ausfahrendes Schiff, ein aufsteigendes Flugzeug, ein abfahrender Zug sind im Englischen „outward bound“, und der Name der Schule ist wie das junge Unternehmen, selbst auf Abenteuer abgestimmt. Das Abenteuer dauert für die hundert Jungen von fünfzehn bis neunzehn Jahren nur vier Wochen. Zu den ersten vierzehn Tagen gehört eine Dreitagefahrt auf dem Achtzigtonnensegler „Garibaldi“. Nun ist der „Garibaldi“ kein Luxusdampfer. Das kann man von einem zwei- und fünfzig Jahre alten Fischerboot, das lange vor Neufundland gefangen hat, kaum verlangen.

Nach der Fahrt müssen alle Jungen einen Bericht schreiben. Dies ist der kürzeste von, bis jetzt, fünftausend: „Ich war krank auf der ganzen Hinfahrt, und ich war krank auf der ganzen Rückfahrt.“ Eine andere Schulaufgabe ist eine Fünfunddreißig-Meilen-Expedition auf den 2900 m hohen Cader Idris in den Waliser Bergen, zu dem es trotz bis heute 5000 Schülern noch keinen ausgetretenen Pfad gibt.

Man könnte noch einiges erzählen, von der kalten Dusche jeden Morgen 6,30 Uhr Sommer wie Winter, von den nächtlichen „Bergungen“ von in den Waliser Bergen Abgestürzten, mit Seilen, Tragbahnen, Decken und einem „Verunglückten“, der am Seil über felsige Abgründe transportiert wird; vielleicht auch von dem Leiter der Outward-Bound-School, dem Olympiasieger und ehemaligen Göttinger Philosophieprofessor Dr. Zimmermann, von ihrem Gründer, Kurt Hahn, ehemals Leiter des Badischen Landerziehungsheims Salom, von der Organisation der Outward-Bound-Schulen, es gibt deren nicht nur eine, die zwar z. T. privat finanziert werden, für die die Teilnehmergebühr aber von Gemeinden, Werken, Organisationen und Sonderfonds bezahlt wird; man könnte erzählen von den achtzehn Deutschen, die durch diese Schule gegangen sind.

Man könnte vor allem sagen, daß starke Männer immer noch gefragt sind. Und daß starke Männer kommen, kleine Kapitäne Carlsons — Helden. Aber nicht für den Helden-„tod“.

## „POLITIK EIN SCHMUTZIGES GESCHÄFT?“

Während eines Aufenthaltes in einer großen Ruhrstadt vor einigen Tagen nahm ich Gelegenheit, einen Freund zu besuchen, der seit 1945 aktiv in der Gewerkschaftsarbeit steht und auch eine eifrige politische Tätigkeit entwickelte. Im Gespräch wußte er mir zu sagen, daß er sich nicht mehr in seiner Partei betätige. Auf mein Warum sagte er mir fast wörtlich: „Politik ist ein schmutziges Geschäft. Gegen die Alten kommt man nicht an. Die Parteiführer beherrschen ihre Parteien und lassen keine andere Meinung aufkommen. Sie verschleiern und verdecken Mißstände. Das gilt auch für die Politik auf höherer Ebene, sie ist unwahrhaftig, unsauber, ohne Mannesmut.“

Soweit Erich, der junge Mensch aus dem Ruhrgebiet. Diese Meinung steht nicht vereinzelt, sie wird wohl vom übergroßen Teil der deutschen Jugend in ähnlichen Formulierungen geteilt. Gleich wo sie weltanschaulich hingehört. Man muß dazu noch sagen, daß sich die Meinung „laß mich in Ruhe mit Politik“ immer mehr ausbreitet. Eine Tatsache, aber bedauerlich.

Nach 1945 durfte man erfreut feststellen, daß in politischen und Parteiversammlungen auffallend viele junge Gesichter zu finden waren. Alle, die politisch tätig sind, wissen, wie sehr diese Jugend bereit zur Mitarbeit war. Diese Jugend wollte mit harter Hand anpacken. Sie wollte auf radikal Zerstörtem neu bauen, stürmend und drängend. Neu bauen, weniger aus der Erfahrung als aus dem Instinkt. Der Instinkt, der sie ahnen ließ, nur ein Neubau konnte das wahrhaft Richtige sein.

Aber überall stieß die Jugend auf Konventionen und Vorrechte. Da wo die Jugend Neues schaffen wollte, fehlte es den Alten an Mut und Entschlossenheit. Vorsichtig, zögernd, mit vielen Wenn und Aber, begannen sie zu renovieren, das Alte, Zerstörte, Überholte wiederaufzubauen und zurückzurufen. Meisterhaft beherrschten sie die politische Klaviatur, und es war nicht schwer, die Drängenden, Stürmenden auszuspielen mit dem Ergebnis, daß es mit dem Vertrauen zu politischen Parteien und zur Politik allgemein vorbei ist. Die Jugend hat hier den Glauben verloren. So ist es kein Wunder, daß sie heftig abwinkt, wenn von Politik gesprochen wird.

Niemand kann leugnen, daß unsere politischen Parteien und unsere Politiker, letztere mit wenigen Ausnahmen, in den abgelaufenen Jahren keine guten Vorbilder einer demokratischen Ordnung waren. Sie haben es weder verstanden, die Jugend noch die große Masse des Volkes für den Geist der Demokratie zu

gewinnen. Sie haben den Grundsatz vergessen, daß man nur im Handeln — lehrt.

So sehr nun aber die Resignation der Jugend zu begreifen und zu verstehen ist: sie ist falsch. Denn darüber muß sie sich klar sein, indem sie sich immer weiter vom politischen Geschehen entfernt, und je weniger sie politisch arbeitet, desto geringer wird ihr Einfluß auf allen Gebieten der Wirtschaft, der Gesetzgebung, der Politik und Kultur. Denn es ist einmal so, daß alle Probleme auf der politischen Ebene ihre Erledigung finden. Alle Probleme betreffen das ganze Volk und können nicht von einem einzelnen gelöst werden. Täte es einer, so hätten wir eine Diktatur. Eine Demokratie kann nur funktionieren, wenn es politische Parteien gibt. Die politischen Parteien beleuchten die Bühne der Politik für die Öffentlichkeit, die ein Recht hat, zu wissen, was vorgeht, da ja schließlich Regierung ihre eigene Angelegenheit ist.

Gewiß gibt es schlechte Parteien und schlechte Politiker, aber es liegt in der Hand des Volkes, sie zu entfernen, wenn es politisch tätig ist. Wer politisch träge und gleichgültig ist, verliert das Recht zur Kritik. Gewiß geschieht sehr vieles im politischen Leben, das nicht unseren Beifall findet. Wir lassen uns auch zu sehr von einzelnen Dingen beeindruckt, denn die Männer des öffentlichen und politischen Lebens stehen dauernd im Rampenlicht, jede ihrer Handlungen wird unter die Lupe genommen, um irgendein Vergehen zu entdecken. Was käme wohl heraus, wenn alle anderen Elemente der menschlichen Gesellschaft demselben tiefeschürfenden Untersuchungsprozeß ausgesetzt würden. Dies soll keine Entschuldigung für die Fehler und Mängel unseres politischen Lebens sein.

Seien wir uns klar. Ohne Politik kommen wir nicht aus. Nur der kann sie beeinflussen, der politisch arbeitet. Will die Jugend größeren Einfluß, so muß sie politisch sein. Vieles wäre wahrscheinlich anders gelaufen, wenn die Jugend, anstatt müde zu werden, ihre Bemühungen verstärkt hätte. Politik ist eine Sache der Geduld, des Überzeugens und der Einflußnahme. Mit Resolutionen allein ist es nicht getan.

Darum kann Jugend nicht beiseite stehen. Sie muß von vorne anfangen. Über die Parteien muß sie Einfluß auf die politischen Geschehnisse nehmen. Der Einzelne bleibt ein einsamer Rufer. Viele aber sind eine Macht, die das politische Gesicht dieser Zeit ändern müßte. Nur über die Politik kann es zur „Revolte der Jugend“ kommen.

Hans Treppte



## WO IST MEIN BRÄUTIGAM?

# Wettlauf mit dem Tode



## IN DER TONNE

Jedes Handwerk hat seine alten traditionellen Sitten und Gebräuche. Die rauhesten findet man davon bei der Zunft der Küfer in England. Kein Wunder, Männer, welche es den ganzen Tag gewissermaßen nur mit „scharfen Getränken“ zu tun haben, müssen so sein.

Ein Küferlehrling hat eine Ausbildungszeit von sechs Jahren. Ist diese endlich erreicht, so beginnt der heißersehnte Tag der „Taufe“. Der Täufling muß im wahrsten Sinne des Wortes allerhand „über sich ergehen lassen“. Er muß die Zeremonie mit Humor ertragen. So schreibt



Sie haben es alle schon einmal am eigenen Leibe erfahren. Jetzt haben sie gut lachen. Schadenfreude ist doch immer die reinste Freude.

Vom Meister erhält der frischgebackene Küfer den traditionellen „kleinen Kamm“ zum Säubern.



es die alte Zunfttradition eben vor. Nach Abschluß der Taufe erkennt man den Küfer nicht mehr. Er ist ein einziger Klumpen, von Schmutz und Öl übersät. Es dauert stundenlang, bis er sich davon wieder befreit hat. Oft erkennt man noch nach Wochen die „Spuren“ der Taufe. Wie eine zünftige Küfertaufe vor sich geht, zeigen unsere Bilder.

Fotos: Seeger

Nach zweistündiger Generalreinigung kann ihn die glückliche Braut wieder in die Arme schließen; gemeinsam geht es zu fröhlichem Umtrunk.



Guilleaumont, jetzt muß ich einige Worte über dich sagen! Aber ich will dich nicht bedrücken, indem ich lange bei deinem Mut und deiner Berufstüchtigkeit verweile. Ich will etwas ganz anderes veranschaulichen, will von deinem schönsten Abenteuer erzählen.

Ich bekam einmal einen Bericht deines Abenteurers zu lesen und habe mit dieser irreführenden Schilderung ein Hühnchen zu rupfen. Da sah man dich mit Gassenjungenwitzen um dich werfen, als ob Mut darin bestünde, sich im Angesicht größter Gefahren oder gar des Todes zu Schülerspäßen zu erniedrigen. Die Leute haben dich nicht gekannt, lieber Guilleaumont, du hast nicht nötig, deine Gegner vor dem Kampf zu verhöhnern. Wenn du auf ein schweres Unwetter triffst, dann sagst du: „Das ist ein schweres Unwetter!“ Als solches schätztst du es ein, und als solches nimmst du es hin.

Ich bringe dir hier das Zeugnis meiner Erinnerungen. Seit fünfzig Stunden war Guilleaumont überfällig. Es war Winter, und er hatte seinen Flug über die Anden angetreten. Ich kam gerade aus dem hintersten Patagonien zurück und traf den Flieger Deley in Mendoza. Wir beide durchsuchten fünf Tage lang im Flugzeug das Bergewirr, ohne etwas zu finden. Unsere zwei Flugzeuge reichten nicht aus. Es kam uns so vor, als würden hundert Geschwader in hundert Jahren die gewaltige Gebirgsmasse nicht zu Ende erforschen, deren Gipfel bis in die 7000 Meter ragen. Wir gaben jede Hoffnung auf. Sogar die Schmuggler, die Räuber, die dort für fünf Franken jedes Verbrechen wagen, lehnten es ab, sich als Rettungsgruppen auf die Vorberge zu wagen: „Wir setzen da nur unser Leben aufs Spiel“, erklärten sie, „im Winter geben die Anden keinen Menschen wieder heraus.“

Als Deley und ich in Santiago landeten, rieten uns die chilenischen Offiziere ihrerseits, die Suche lieber aufzugeben: „Es ist Winter, Ihr Kamerad hat die Nacht nicht überlebt, wenn er schon den Sturz überlebt hat. Die Nacht verwandelt jeden, über den sie kommt, in Eis.“

Als ich mich aufs neue zwischen die gewaltigen Mauern und Pfeiler der Anden verlor, da meinte ich weniger Guilleaumont zu suchen, als ihm im tiefen Schweigen eines Schneedomes die Totenwache zu halten.

Schließlich, am siebten Tage, als ich zwischen zwei Überfliegungen in einer Wirtshaus in Mendoza beim Essen saß, stieß ein Mann die Tür auf und rief nur zwei Worte: „Guilleaumont lebt!“

Zehn Minuten später war ich in der Luft, nachdem ich zwei Monteure, Lefèvre und Abri, an Bord genommen hatte. Nach vierzig Minuten landete ich neben einer Straße, auf der ich, Gott weiß woran, den Wagen erkannt hatte, der Guilleaumont auf San Raphael zuführte. War das ein Wiedersehen! Wir weinten alle, wir erdrückten ihn fast in unseren Armen. Und er lebte, er war aufgestanden, er hatte sein eigenes Wunder gewirkt. Da sprach aus ihm, in dem ersten verständlichen Satz, den er herausbrachte, ein herrlicher Männerstolz: „Ich kann dir sagen, was ich getan habe, kein Tier, hätte es fertiggebracht!“ Später hat er uns alles erzählt.

Ein Sturm, der in achtundvierzig Stunden den Osthang der Anden mit fünf Meter Schnee bedeckte und die ganze Front versperrte, hatte die Amerikaner der Pan Air zum Umkehren gebracht. Guilleaumont aber flog los und suchte ein Loch im Wolkenhimmel. Etwas nach Süden zu fand er es, stieg bis zu 6500 Meter und schwebte nun über den Wolken, die nicht über 5000 Meter hoch waren. Nur die höchsten Gipfel ragten aus ihnen hervor, und Guilleaumont nahm Kurs auf Argentinien.

Fallwinde bereiten dem Flieger oft höchst unbehagliche Augenblicke. Der Motor läuft volle Drehzahl, aber das Flugzeug sinkt. Der Führer nimmt die Spitze hoch, um zu steigen. Dadurch verliert das Flugzeug an Geschwindigkeit und Lenkbarkeit. Zu allem Überfluß sinkt es trotzdem weiter. Da legt er die Maschine wieder waagrecht, denn er muß fürchten, schon zu steil in der Luft zu hängen. Er weicht rechts oder links vom Kurse ab und sucht sich im Aufwind einer Felswand emportragen zu lassen, die wie ein Sprungbrett die Winde abfängt. Aber er sinkt immer noch. Das ganze Luftmeer scheint in rasender Bewegung nach unten, der Flieger wird in einer Art Weltuntergang mitgerissen. Es gibt keinen Ausweg. Vergeblich versucht er zu wenden, um weiter hinten die Gegenden wieder zu erreichen, wo ihn die Luft noch trug, fest und sicher wie eine Säule. Aber die Säule steht nicht mehr. Alles löst sich auf, und in diesem allgemeinen Zusammenbruch sinkt er auf die Wolke zu, die weich und träge ansteigt, ihn erreicht, ihn verschlingt. „Ein paarmal hatte es mich schon früher beinahe erwischt“, erzählte Guilleaumont, „aber ich war noch nicht klug geworden. Über den Wolken trifft man nämlich auf Fallwinde, die stetig scheinen, bloß weil sie sich in gleicher Höhe ständig neu bilden. Oh, im Hochgebirge ist alles verrückt!“

Ja, und die Wolken!

„Wie ich erst drinnen war, ließ ich das Steuer los und hielt mich krampfhaft am Sitz fest, sonst wäre ich herausgeflogen. Die Stöße waren so hart, daß mir die Schultergurte ins Fleisch schnitten. Hätte ich mich nicht festgehalten, sie wären gerissen. Alle Scheiben waren sofort beschlagen. Ich konnte nicht einmal die Geräte ablesen. Wie ein Hut wurde ich von 6000 auf 3500 gerollt. Bei dreieinhalb sah ich eine schwarze Masse und konnte das Flugzeug abfangen, weil sie waagrecht war. Es war ein See, und ich erkannte ihn: der Diamantsee, der in einem Felskessel liegt, dessen eine Wand, der Vulkan Maipu, bis 6900 Meter aufsteigt. Nun war ich ja die Wolke los, aber sehen konnte ich doch nichts vor dickem Schneetreiben. Den See konnte ich nicht verlassen, ohne an einer der Wände des Kessels zu zerschellen.“

So flog ich über dem Teich meine Kreise in 30 Meter Höhe, bis mir der Treibstoff ausging. Nach zwei Stunden Zirkus landete ich und machte

Bruch. Als ich ausstieg, warf mich der Sturm einfach um. Ich stand wieder auf. Er schmiß mich wieder um. Da blieb mir nichts übrig, als mich unter dem Rumpf zu bergen und mir einen Unterstand im Schnee zu bauen. Ich wickelte mich in Postsäcke ein und wartete zwei Tage. Dann legte sich der Sturm, und ich zog los. Ich bin fünf Tage und vier Nächte gegangen.“

Ja, was war dabei von unserem Guilleaumont übriggeblieben? Wir hatten ihn wieder, aber er sah aus wie seine eigene Mumie, geschrumpelt wie ein altes Weib. Am selben Tag noch flog ich ihn nach Mendoza, wo er in ein weiches Bett gesteckt wurde. Aber es konnte ihm nicht gleich helfen. Zu stark rebellierte der zerschlagene Körper. Guilleaumont wälzte sich unruhig hin und her und fand weder die rechte Lage noch den Schlaf. Der Körper konnte die Felsen und den Schnee nicht vergessen; er war gezeichnet. Ich schaute in das schwarze, zerbeulte Gesicht, das einer überreifen, zerpufften Birne ähnlich sah. Er schien sehr häßlich und sehr, sehr elend. Die schönen Werkzeuge der Arbeit konnte er nicht gebrauchen: seine Hände waren steif, und wenn er sich auf den Rand seines Bettes setzte, um einmal frei atmen zu können, hingen seine erfrorenen Füße wie tot herunter. Seine Wanderung war aber noch nicht zu Ende. Noch keuchte er weiter, und kaum hatte er den Kopf in die Kissen vergraben, um Frieden zu finden, da begann in seinem Geiste der Zug von Bildern: Ich flößte ihm Mengen Tee ein: „Trink, Alter!“ „Und weißt du... das Sonderbarste... war doch...“

So erlebte er sein einzigartiges Abenteuer wieder, aus dem er als Sieger hervorgegangen war, freilich gezeichnet von den schweren Schlägen, die er in diesem Kampf hatte einstecken müssen. Stück für Stück redete er es sich von der Seele, und ich erlebte seinen Marsch noch in derselben Nacht mit, so wie er ihn berichtete. Ohne Pickel, ohne Seile, ohne Lebensmittel ging er immer weiter, er erstieg Höhen von 4500 Meter, oder er bahnte sich einen Weg an senkrecht abfallenden Wänden entlang; Blut lief aus Füßen, Knien und Händen bei 40 Grad Kälte. Immer mehr schwanden Blut und Kraft und Denken, aber weiter ging es mit dem besessenen Eigensinn der Ameisen. Er kehrte um, wenn er ein Hindernis umgehen mußte, er stand nach jedem Sturz wieder auf und kletterte die Abhänge wieder hoch, die nur zum Abgrund führten. Er gönnte sich keine Ruhe, denn von dem Schneebett wäre er nie wieder aufgestanden.

Tatsächlich, wenn er ausrutschte und hinfiel, mußte er sich schnell erheben, um nicht zu Fels zu werden. Die Kälte versteinerte ihn in wenigen Augenblicken. Wenn er sich nach einem Sturz nur eine Minute zu lange der Ruhe hingab, mußte er die erstorbenen Muskeln mühsam in Tätigkeit setzen, um überhaupt wieder hochzukommen. Tapfer widerstand er allen Versuchungen. Er erzählte es so: „Im Schnee, weißt du, stirbt der Selbsterhaltungstrieb. Nach zwei, drei Tagen Marsch willst du nur noch schlafen. Aber ich sagte mir: wenn meine Frau glaubt, daß ich lebe, dann glaubt sie, daß ich marschiere. Die Kameraden glauben auch, daß ich marschiere. Alle glauben an mich. Da wäre ich ein Schweinehund, wenn ich nicht marschierte.“

Und er marschierte weiter. Jeden Tag mußte er mit dem Taschenmesser den Einschnitt in den Schuhen etwas verlängern, damit die erfrorenen und geschwollenen Füße noch Platz fanden.

Er erzählte überraschende Einzelheiten: „Vom zweiten Tage an war meine schwerste Arbeit, mich selbst am Denken zu hindern. Ich litt zu sehr, und meine Lage war hoffnungslos. Wenn ich da den Mut zum Weitergehen behalten wollte, durfte ich nicht nachdenken. Aber leider konnte ich mein Gehirn nur schlecht drosseln. Es arbeitete wie eine Turbine. Aber wenigstens konnte ich ihm vorschreiben, was es sich vorzustellen hatte. Ich brachte es auf einen Film oder auf ein Buch. Dann aber lief der Film oder das Buch mit großer Geschwindigkeit in mir ab, und schließlich führte mich alles wieder auf meine Lage zurück. Da half nichts. Dann steuerte ich das Denken von neuem auf andere Erinnerungen hin...“





Im Uran-Bergbau-Gebiet von Joachimsthal, wo die Geschichte begann, marschieren die Rotarmisten und sorgen wachhabend dafür, daß kein Gramm von dem kostbaren Zeug verlorengeht.

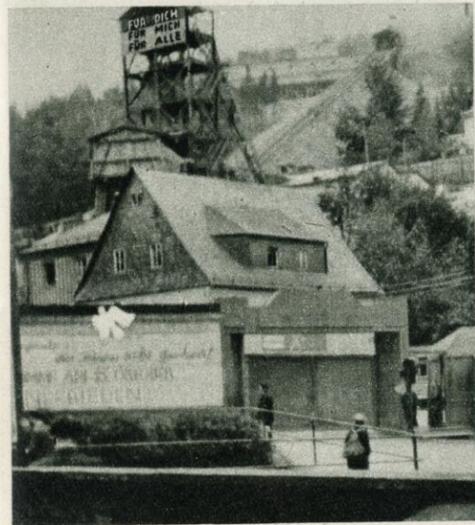
## ATOMKRIEG - ODER?

FORTSETZUNG AUS NR. 1

### Am Anfang steht der Massenmord

„Erdbeben, Erdbeben“, schrien die Leute und rannten auf die Straße. Die Erde zitterte, die Luft vibrierte, die Fenster klirrten. Am Himmel stand eine gigantische Feuerkugel. Ihre Farben wechselten vom glühendsten Purpurrot in grelles Orange. Wer die Augen nicht schloß, wurde geblendet. Dann war alles vorbei, so, als sei nichts geschehen. Nur nach Stunden kam ein Orkan auf, brachte giftige Luft von Süden her, aus Richtung Hiroshima, der allen den Atem nahm. Die Blumen und das Laub welkten, und die Palmen bekamen häßlich gelbe Blätter, die Palmen von Kobe in Japan, 230 km nördlich von Hiroshima, wo dies alles am 5. August 1945 geschah.

„Für dich, für mich, für alle“ steht am Förder-turm des Uran-Bergwerks sehr sinnvoll, wenn man bedenkt, daß hier vielleicht der Grundstoff für die Atombomben-Herstellung gewonnen wird.



Zur selben Stunde war in Hiroshima eine Bombe explodiert. Sie soll nicht groß gewesen sein. Sie tötete 78 000 Menschen: 40 000 sofort, den Rest im Laufe eines Monats. 14 000 gelten als vermißt; sie zerfielen vermutlich zu Staub. 100 000 wurden verletzt, davon 37 425 schwer. 200 000 krochen obdachlos über den Steinboden, der einst Hiroshima gewesen war. Es war nur noch Schutt. Die meist sogenannten geringen Sachschäden beliefen sich auf rund 300 000 000 Dollar. Am 9. August 1945 fiel eine gleiche Bombe auf Nagasaki. Der Erfolg war nicht so gut. Das Gelände war zu hügelig. Man erzielte nur 30 000 Tote und 4 000 000 qm zerstörtes Gelände. Am Anfang des Atomzeitalters steht also der größte Massenmord aller Zeiten. Die ihn ausführten, sollen nicht in Nürnberg gegessen haben.

### Professor Hahn hatte sich das anders vorgestellt

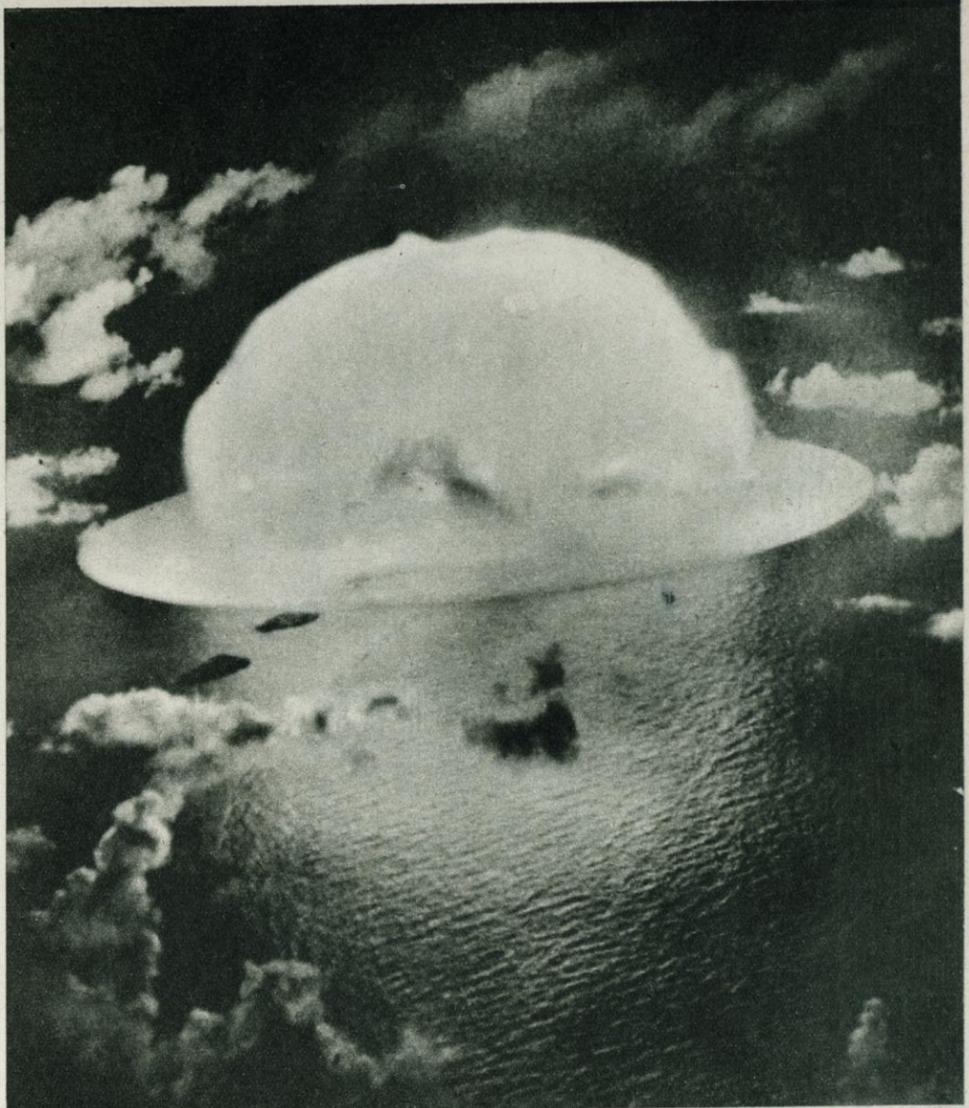
Daran hatte Dr. Otto Hahn eigentlich nicht gedacht, als er am 22. Dezember 1938 endlich zufrieden sein Labor abschloß und noch schnell einen Christbaum kaufen ging. Heute war seine jahrelange intensive wissenschaftliche Arbeit gelohnt worden. Durch die Spaltung des Urans mit Neutronen erreichte er die Atomzertrümmerung. Gewaltige, nie gekannte Energien wurden frei. Mit einem Aufwand von  $\frac{1}{30}$  Volt löste man 300 000 000 Volt aus. Die ganze wissenschaftliche Welt horchte auf.

Zunächst blieb es allerdings beim Horchen, denn um die Sache weiterzuentwickeln, brauchte man Uran und Geld. Viel Geld. Und man mußte wissen, „wie man's macht“. Erste Nachrichten gelangten durch den dänischen Nobelpreisträger Niels Bohr nach den USA. Die hatten außer dem Uran, nachdem sie sich durch ein Geheimabkommen die Uranerze in Belgisch-Kongo gesichert hatten, Geld. Das war für die USA kein Problem. Also steckten sie sich mit amerikanischem Schwung hinter die Sache. Tag und Nacht wurde in den Laboratorien an der Auswertung der Hahnschen Erfindung gearbeitet. Schon sahen Optimisten und Zukunftsromanautoren die Atomflugzeuge durch die Lüfte brausen, sahen das Energieproblem durch Atomkraftwerke gelöst, dachten schon an den Atommotor im Handkoffer für Autos, glaubten an das kommende glückliche Atomzeitalter, das alle Probleme meistern würde. Statt dessen explodierte am 6. August 1945 die erste Atombombe über Hiroshima. So hatte sich Professor Hahn die angewandte Atomenergie wohl nicht vorgestellt.

### Joseph Stalin spuckte in die Hände

Vor dem Endresultat hatten bereits im März 1945 einige Wissenschaftler gewarnt. In einem Memorandum an Präsident Roosevelt legten sie die Folgen eines Atombombenabwurfs dar. Wirkung: Massenvernichtung. Auswirkung: Beginn der Atomrüstung, Wettrüsten mit Atomwaffen. Bevor Präsident Roosevelt das Schreiben bekam, starb er. Um das alles vorauszu sehen, braucht man kein Wissenschaftler zu sein. Als dann Hiroshima zerschlagen wurde, spuckte der friedliebend-ruhmerische Marschall Joseph Stalin in seine Arbeiterhände und sagte: „Nun aber los, Genossen! Jetzt wird es Zeit, daß wir auch welche kriegen. Und daß mir jetzt keiner mehr Sabotage treibt!“ Und dann ging der Rummel los. Was für die Amerikaner Oak Ridge (Tennessee), Hanford (Washington) und Los Alamos (New Mexiko) war, wurde für die Russen das Angara-Kombinat (Baikalsee), Ust-Urt (Kaspisches Meer) und das Gebiet von Tanna-Tuwa. Das sind die Namen unserer Tage, die Namen der neuen Atomzentren in Ost und West. Niemand spricht mehr von Joachimsthal.

Es soll ziemlich viel uranhaltiges Erz geben. Bestimmt aber ist das Vorkommen häufiger als Gold und Silber. 0,004 v. H. der Erdrinde soll aus Uran bestehen. Zwar ist der Urangehalt der Erze sehr



Atom-Energie heute: Versuchs-Atombombe auf das Eniwetok-Atoll im Pazifischen Ozean. Hier werden Millionen sinnlos in die Luft gejagt, die friedlichem Aufbau dienen könnten. Fotos: dpa

unterschiedlich. Das spaltbare Uran mit dem Atomgewicht 235, der Bestandteil, der in Atomenergie verwandelt werden kann, ist im reinen Uran nur mit rund 0,7 v. H. vertreten. Immerhin bergen aber 1000 Tonnen Uran 7 Tonnen U 235. Was könnte man da alles mit machen: ganze Städte beleuchten, die Lokomotiven der halben Welt in Gang halten, Schiffe und Raketen antreiben.

### Die besseren Möglichkeiten

Noch mehr: man könnte mit Atomkraft die klimatischen Verhältnisse der Wüste Sahara so umwandeln, daß jede Gegend die Fruchtbarkeit der argentinischen Pampas erreichen würden. Man könnte es mit Atomenergie endlich möglich machen, den Mond zu erreichen. Man könnte den Flugzeugen neue, nie erreichte Geschwindigkeiten geben, könnte sie riesige Strecken im Nonstopflug zurücklegen lassen. Und man könnte — vor-

erst ganz theoretisch — Menschen per Raumschiff ein Jahr lang mit Lichtgeschwindigkeit durch den Weltraum jagen. Wenn sie nach diesem Jahr zur Erde zurückkämen, wären dort hundert Jahre vergangen. Man könnte... Man könnte... Das sind die ganz großen Pläne, die Gott weiß wann vielleicht in Erfüllung gehen. Dazwischen liegen aber tausende kleiner und kleinster Möglichkeiten, mit Atomenergie das Leben angenehmer und schöner zu gestalten.

Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, mit Atomenergie eine blühende Friedenswirtschaft aufzubauen, an der sogar nicht schlecht zu verdienen wäre. Leider ist diese Aufgabe das Stiefkind von Industriellen und Politikern, und so geht ein Hilferuf durch die Welt nach einem Atomfriedenschef, der alle, die das Wort Frieden nur schon in Gedanken verletzen, zu Staub zerfallen läßt, die einzige Waffe, die auch die Rüstungsgrößen der Welt von ihrem Lieblingskind zum Diener des Friedens machen könnte.

Einmal freilich, als er ein größeres Stück auf dem Bauch durch den Schnee gerutscht war, gab er es auf. Es ging ihm wie dem Boxer, dem ein schwerer Schlag allen Kampfgeist ausgetrieben hat, so daß er die Sekunden eine nach der anderen wie in eine fremde Welt fallen hört bis zur zehnten, letzten unwiderruflichen.

„Ich habe getan, was ich konnte, und es gibt doch keine Hoffnung mehr — wozu soll ich mich weiter schinden?“

Es genügt ja, die Augen zufallen zu lassen, um Frieden fürs Leben zu schließen, um die Felsen, das Eis und den Schnee aus der Welt zu schaffen. Kaum waren die wundertätigen Lider geschlossen, und schon gab es keine harten Stöße mehr, keine wilden Stürze, keine zerrissenen Muskeln, keinen brennenden Frost. Da brauchte man das Leben nicht weiterzuschleppen, das einem schwer wie ein Lastwagen anhängt, wenn

man stumpfsinnig wie ein Ochse weiterschreitet. Schon fühlte Guilleaume das Gift der Kälte, das wie Morphinum ein Gefühl der Beseligung verbreitete. Alles, was ihm an Lebenskraft blieb, sammelte sich am Herzen, etwas sehr Liebes und sehr Kostbares barg sich in der Mitte seines Körpers. Langsam verließ das Bewußtsein die Glieder, und allmählich wurde er aus einem bis an die Grenze der Möglichkeiten leidenden Tier zum empfindungslosen Stein.

Sogar das Gewissen sprach leiser. Unsere Rufe erreichten ihn nicht mehr; es wurden Traumrufe aus ihnen. Beseligt folgte er ihnen in einem Traummarsch mit langen, leichten Schritten ohne alle Mühe, wie man im Flachland geht. Spielend leicht ging es über die Welt hin, die plötzlich so freundlich für ihn war. Aber aus den Hintergründen des Bewußtseins kam plötzlich die Reue. Klare Bilder mischten sich in den Traum: „Ich dachte an meine Frau. Die Lebensversicherung schützte sie vor Not. Die Lebensversicherung aber...“

Ein Vermißter wird erst nach vier Jahren für tot erklärt! Dieser Satz verdrängte mit einschneidender Schärfe alle übrigen Bilder. Plötzlich wußte er wieder, daß er flach auf einem steilen Schneehang lag. Seine Leiche würde im Sommer mit dem schmelzenden Schnee in einer der vielen Klüfte der Anden verschwinden. Aber er wußte auch, daß fünfzig Meter vor ihm ein Fels aus dem Schnee aufragte.

„Da habe ich gedacht: Wenn ich aufstehe, komme ich vielleicht so weit, und dann hänge ich mich über den Stein, und im Sommer werde ich dann gefunden.“

Nachdem er aufgestanden war, ging er noch zwei Tage und drei Nächte. Freilich glaubte er nicht weit zu kommen. „Mancherlei ließ mich das Ende ahnen. Ein Zeichen war, daß ich etwa alle zwei Stunden haltmachen mußte, um meine Schuhe etwas weiter aufzuschlitzen und meine anschwellenden Füße mit Schnee zu reiben, oder auch einfach, um das Herz auszuruhen. Die letzten Tage verlor ich das Gedächtnis. Ich war jedesmal schon weit gegangen, ehe ich merkte, daß ich beim letzten Halt etwas hatte liegenlassen. Das erstmal war es ein Handschuh — und das war bei der Kälte schlimm! Ich hatte ihn vor mich hingelegt und war weitergegangen, ohne ihn aufzuheben. Dann war es die Uhr. Dann das Messer. Dann der Kompaß. Nach jeder Rast war ich ärmer. Nur eins rettete: ein Schritt — und noch ein Schritt. Immer wieder tut man den gleichen Schritt.“

„Ich kann dir sagen, was ich getan habe, kein Tier hätte es fertiggebracht!“ An diesen Anspruch mußte ich denken. Konnte man es großartiger ausdrücken?

Fortsetzung Seite 7

## IM WESTEN NICHTS NEUES

### Leider allzu menschlich

ist die Eigenschaft, aus allem, was uns einmal gefallen hat, eine Gewohnheit zu machen. Das gilt — leider — auch von Jugendwochen. Es gehört nun schon zum guten Ton, möchte man fast sagen, daß jede Stadt, jede Gemeinde, jede Vereinigung und was dergleichen soziologische Querschnitte noch mehr sind, eine Jugendwoche abhält. Und auch in der Durchführung dieser Veranstaltungen hat sich eine Gewohnheit, ein Schema herangebildet, nach dem es jeder mäßig begabten Jugendfürsorge möglich ist, in die Schlagzeilen des Lokalblattes zu dringen.

Im Anfang ist das Programm. Alsdann braucht man Prominenz. Die rekrutiert man tunlichst aus den höheren Verwaltungs- und Volksvertretungsbereichen. Ein Minister sollte aber mindestens darunter sein. Wozu man die Prominenz eigentlich braucht, ist weder den Veranstaltern noch der Prominenz selbst ganz klar. Viel weniger der Jugend, der dann Programm und Prominenz serviert werden. Aber die Prominenz muß da sein. Das gibt die feierliche Atmosphäre, den amtlichen Anstrich, das erhebende Gefühl. Und wo Feierlichkeit, Amtlichkeit und Erhebung dem wohlherzogenen Jugendwochenteilnehmer die Luft abdrücken, stellt sich bald die Ehrfrucht ein. Und damit ist die Veranstaltung „gerettet“.

Ein Laienspiel beweist die Aktivität der Jugendorganisationen, und ein Blumenstrauß für den Oberbürgermeister, von einem errötenden Mädchen verlegen überreicht, beleuchtet inniges Verständnis und herzliche Zusammenarbeit zwischen Jugend und Verwaltung. So sagt es die Lokalzeitung wenigstens ihren geduldigen Lesern. Was sie nicht sagt, ist, daß die unbeanspruchten Plätze in den Veranstaltungsorten sich mit derselben Geschwindigkeit vermehren, wie die Jugendwochen sich ihrem — programmtechnisch vorgeschriebenen — Höhepunkt zudrängen. Programmgestaltung und Prominenz übersehen diplomatisch das durch seine Abwesenheit sich aufdringlich bemerkbar machende Publikum. Und der Minister hat wieder einen Grund, die Interessenlosigkeit und Gleichgültigkeit der Jugend mit einem neuen Faktum zu belegen.

Wobei gänzlich übersehen worden ist, daß die Jugend weder interessarlos noch gleichgültig war. Daß sie im Gegenteil einen beachtenswerten Beitrag in die Diskussion geworfen hatte; indem sie nämlich der Jugendwoche nach Schema F und lieber alter Gewohnheit gegenüber desinteressiert und gleichgültig war.

### Armer, armer Struwpeter

Etwas Neues im Westen sind Probleme nicht. Im Osten gibt es dagegen kaum Probleme. Da genügt es, wenn Genosse Oberkommissar auf den Knopf drückt. Das löst jedes Problem. So einfach geht es bei uns nicht. Nicht weil wir keine Druckknöpfe hätten. Aber vielleicht, weil bei uns jeder sein eigener Oberkommissar sein darf. Die ungelösten Probleme gehören zum Westen wie die Druckknopf-Problemlösung zum Osten. Eins von diesen ungelösten Problemen ist das von Schmutz und Schund. Ganz nebenbei bemerkt, das Schmutz- und Schundproblem hat mit dem Schmutz und Schund selbst am wenigsten zu tun. Damit natürlich auch. Aber mehr noch mit der unseligen Entwicklung, in der wir uns befinden. Entwicklungen lassen sich nicht ungeschehen machen, wenn man ein schlechtes Buch in den Mülleimer wirft. Und was ist denn ein schlechtes Buch, eine schlechte Schrift? Nun, man sagt, eine Schrift, die junge Menschen zu krummen Gedanken und schlimmen Dingen anregt.

In Folkestone in England wollte jetzt ein fünfjähriges Mädchen Selbstmord verüben. Es wollte einfach nicht mehr essen. Es wollte sterben. Genau wie der Suppenkaspar im Struwpeter. Das ist kein Scherz. In der News Chronicle steht es wörtlich — und in den anderen Zeitungen fast genau so.

Als Inspektor Freeguard (ein Fürsorgebeamter) in das Haus kam, sagte das Mädchen Heinrich Hoffmanns Geschichte vom Suppenkaspar bis zum Ende auf. Und dann weigerte es sich zum zügsten Male zu essen. Man hat das Mädchen, das nicht essen wollte, in ein Heim gebracht, dann in ein Hospital. Man hat es mal mit Psychologie versucht, mal mit Gewalt. Das Ergebnis: „Ich esse meine Suppe nicht, nein, meine Suppe eß ich nicht!“

Wird man den Struwpeter wegen seines schlechten Einflusses auf die Kinder jetzt auch auf die Schmutz- und Schund-Verbotsliste setzen?



## Winterlager auf dem Sudelfeld

Vom 16. Februar bis 1. März 1952 veranstaltet die Hauptabteilung Jugend beim Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes ein Winterfreizeitlager im Jugendberghaus Sudelfeld (1100 m) bei Bayrischzell in den Bayrischen Alpen.

Das Lager ist zur Teilnahme für Gewerkschaftsjugendgruppen und Jugendfunktionäre offen.

Die Teilnehmergebühr beträgt DM 45.— zuzüglich Fahrtkosten. Für die Fahrtkosten wird außerdem ein 50%iger Zuschuß für die tatsächlich entstandenen Fahrtkosten gewährt.

Beispiel:

Verpflegung und Unterkunft	DM 45.—
Fahrtkosten von Frankfurt nach Bayrischzell und zurück unter Einrechnung der 50%igen Jugendpflege-Ermäßigung für Gruppenfahrten	DM 34.—
Hier von Zuschuß aus Bundesjugendplan	DM 17.—
verbleiben noch für Fahrtkosten	DM 17.—
plus D-Zug-Zuschlag für Hin- u. Rückfahrt	DM 8.—
<b>Gesamtkosten:</b>	<b>DM 70.—</b>

Anmeldungen

bis zum 1. Februar 1952 an die Hauptabteilung Jugend, Düsseldorf, Stromstraße 8, Hans-Böckler-Haus



## AM ANFANG WAR DAS WORT DAS WORT VOM VEREINTEN EUROPA

Als dann etliche Zeit darauf dieser und jener den Versuch unternahm, über das Wort hinaus für die Vereinigung der Alten Welt etwas zu tun, entschloß man sich sogar vielerorts, das Wort ernst zu nehmen.

Seitdem ist allerhand Wasser den Rhein und die Marne, Elbe und Rhone, Po und Weser, Tiber und Donau, Seine und Mosel hinuntergeflossen. Aber es ist auch etliches für Europa geschehen! Mehr als ein Politiker und Organisator betrachtet es heute als seine Lebensaufgabe.

Das Wort vom Vereinten Europa steht also nicht mehr allein da. Das ist gut so — denn allein hätte es niemals ausgereicht. Und doch ist das Wort so wichtig! Beides braucht die alte Welt: Die Arbeit der Organisatoren und die Vereinigung im Bewußtsein ihrer Menschen. Deswegen sollte man über Europa zu seinen Menschen weniger reden, aber mehr sagen!

Als die letzte Europarat-Konferenz zu Straßburg tagte, hat Deutschlands lebhafter und rundlicher Carlo Schmid versucht, fünfzig jungen Menschen täglich etwas über Europa zu sagen, ihnen täglich eine Lektion darüber zu geben, daß dieser alte Kontinent noch nicht so dekadent ist, seinem

eigenen Untergang mit selbstgefälliger Trägheit zuzuschauen.

Die fünfzig jungen Europäer waren geborene Deutsche, Studenten, und sehr daran interessiert, was die Delegierten des Europarates über die Rolle ihres Geburtslandes im Verband des alten Kontinents zu sagen hatten. Deswegen erschienen sie jeden Tag mit einem Autobus in Straßburg vor dem Europahaus und später auf dessen Tribüne.

Nun läßt sich gewiß auch über Europa nicht immer in großen und pathetischen Worten sprechen, die Sprache der Fachleute ist nüchterner, obschon häufig für den Laien schwer verständlich. Und gerade deswegen ließen sich die Studenten nach jeder Sitzung von Carlo Schmid in einem ruhigen Winkel auseinandersetzen, was nun wirklich über Europa gesagt worden war. Sie, die Studenten der Volkswirtschaft, Philosophie, Chemie und Biologie, der Medizin und Juristerei, wurden für ein paar Tage politische Schüler des politischen Professors. Wenn Carlo Schmid ihnen damit ein dauerhaftes europäisches Bewußtsein verschafft haben sollte, dann ist wieder für Europa etwas Handfestes getan worden.

Text u. Fotos: Jo Wiedemer



Nach jeder Rede zieht sich Carlo Schmid mit seinen jungen „Hörern“ ins Sitzungszimmer zurück und diskutiert mit ihnen die Reden der verschiedenen Delegierten, um ihnen die Augen für die hohe Politik zu öffnen. Noch auf den Gängen geht der Sturm der Meinungen weiter.



### Weihnachtsmann . . .

Also: Wir in Köln bereiten uns geistig und seelisch auf den Karneval vor. „Denn nur einmal im Jahr ist Karneval, ist Karneval am Rhein!“ In Mainz, gleichfalls Hochburg der Fastnacht, sollte es ähnlich sein. Statt dessen sind die Mainzer OTV-Kollegen noch beim Weihnachtsfest. Am 9. Januar 1952(!) schickten sie uns einen Bericht über die Weihnachtsfeier der Gewerkschaftsjugend Stadtwerke Mainz. Weihnachtsfeier mit Musikstücken, Weihnachtsliedern, Gedichten und dem Schauspiel „Arbeitertreue“, aufgeführt von der Stadtwerkejugend. „Ein voller Erfolg und viel Begeisterung“, schreiben die Mainzer. Auch die Kollegen von Bau, Steine und Erden in Wanne-Eickel kommen jetzt noch mit ihrem Weihnachtsmann. Nach dem Bericht ist es da ja sehr schön gewesen. Aber — wie gesagt — bald kommt der Karneval. Schade, daß der ausführliche Bericht erst im Januar bei uns eintraf.

### . . . und Wimpelweihe

Da sind die Glückstädter von IG Chemie, Papier, Keramik schon aktueller. Die bekamen nämlich ihren neuen Wimpel. Der erste Vorsitzende von der Verwaltungsstelle Glückstadt, Detlef Kelsch, überreichte ihn feierlich. Danach gab's Musik und Tanz. „Ein wohlgelungener Abend für die Jugend und ihre Freunde“, meinen die Glückstädter. Was wir alle gern glauben. —

### Werbe-Arbeit

„Die Gewerkschaftsjugend im Ostzongengrenzgebiet marschiert.“ So überschreiben die Kollegen vom Kreisausschuß Kassel ihren Artikel. Hört sich ja ganz gefährlich an. Ihr Bericht zeigt aber, daß nur die Überschrift gefährlich ist. Den Kasselern geht es im Grunde um solide Gewerkschaftsarbeit. „Nun ist es uns gelungen, auch im Ostzongengrenzgebiet festen Fuß zu fassen“, schreiben sie. „Ende Dezember wurde in Bad Sooden-Allendorf eine Ortsgruppe gegründet, der sofort über hundert Mitglieder beitraten. Wir werden dafür sorgen, sagte Kollege Gunkel bei der Gründung, daß die Jugend durch Überzeugung und Erkennung der wirtschaftlichen Zusammenhänge zu aktiven und tüchtigen Gewerkschaftlern gemacht wird. — Das große Interesse, das der Gründung der neuen Ortsgruppe entgegengebracht wurde, kam insbesondere auch dadurch zum Ausdruck, daß ein Teil der Lehrerschaft von Bad Sooden-Allendorf an der Gründungsversammlung teilnahm. Geplant wurde der Bau eines Jugendheimes. Bis zu dessen Fertigstellung steht der Jugend ein Klassenzimmer zur Verfügung.“ Da kann man nur sagen: „Herzlichen Glückwunsch.“ Jedoch: Was hat das mit Marschieren zu tun? Überlassen wir das nur den anderen. Zwei Gruppen berichten von Ausstellungen.

### . . . und Wanderausstellung

Die Kollegen von Bredstedt (Schleswig-Holstein) schreiben von der Wanderausstellung in Husum, an der sich alle dem Kreisjugendring angehörenden Jugendorganisationen beteiligten. „Die Gewerkschafts-Jugendgruppen von Bredstedt und Husum waren mit einer Wanderausstellung des Landesbezirks Nordmark vertreten. »Arbeit« — »Wissen« — »Wandern« hießen

unsere Themen.“ Bei der Ausstellung der Gelsenkirchener ging es dagegen um „Werktag und Feierabend“, wo die Gewerkschaftsjugend mit einem schön ausgeschmückten Stand vertreten war. „An Hand von Bildern, Plakaten und Transparenten wurden Berichte über die Schulungs- und Jugendpflegearbeit und über die Auslands- und Ferienfahrten gegeben.“ Beide Ausstellungen fanden bei der Bevölkerung reges Interesse. Die Berufsschulen besuchten sie sogar klassenweise. Alles in allem: Ein schöner Erfolg!

### Fernschreiberin mit Nähadel. Neue Wege bei den hessischen Kollegen

Es ist leider lange her, daß der Beruf für den einzelnen mehr war als ein Mittel zum Broterwerb. Es ist lange her, daß der Beruf aus den schöpferischen Kräften das Werk werden ließ, wenn der Schreiner einen Schrank baute oder der Kunstschmied ein Gartentor anfertigte. Und mit der Freude an dieser Arbeit verband sich die Freude über das Gelingen des Werkstückes, das immer Zeugnis von der individuellen Gestaltungskraft ablegte.

Das ist lange her. Die fortschreitende Technik hat im Zeitalter der Industrialisierung den Menschen mehr und mehr in den Dienst eines mechanischen Arbeitsablaufes gestellt. Vielfach weiß der heutige Arbeiter, der oft innerhalb eines bis ins kleinste zergliederten Fertigungsprozesses nur einige immer wiederkehrende Handgriffe auszuführen hat, sehr wenig über das Endprodukt. So verliert er mehr und mehr die innere Bindung zur Arbeit und das persönliche Interesse an ihr. Arbeit wird dann zur unangenehmen Begleiterscheinung des menschlichen Lebens.

Zwiefach ist die Reaktion der Menschen, die Arbeit und Geist nicht mehr miteinander verbinden können: Entweder stumpfen sie ab, oder sie suchen außerhalb ihrer Arbeit nach Möglichkeiten, um ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln.

Wir haben uns nun in unserer Jugendarbeit bewußt auf diese Gegebenheiten eingestellt und in Hessen mit unseren Kursen zur Ausbildung in einem zweiten Beruf begonnen. In allen Teilen des Landes richteten wir insgesamt etwa sechzig Lehrgänge für Zuschneiden, Weben, Schweißen, Kochen, Plakatschrift usw. ein. Diese Kurse sollen nicht der beruflichen Fortbildung oder Umschulung schlechthin dienen, sondern vielmehr unseren Jungen und Mädchen einen Einblick in elementare Tätigkeiten vermitteln und eine allgemeine Auflockerung bewirken.

So finden sich zum Beispiel in einem Nähkurs Fernschreiberinnen der Bundespost, angelernte Stepperinnen aus Schuhfabriken, Wicklerinnen, Hilfsarbeiterinnen, Stenotypistinnen zusammen. Hier suchen und finden diese Mädchen den Ausgleich für ihre monotone Berufstätigkeit. Hier erleben sie aber vor allem — oft erstmalig — die Freude am Werk, die Freude an dem aus eigenen Kräften Geschaffenen.

Die Sache schlägt ein. Es haben sich so viele Jugendliche gemeldet, daß wir nur einen kleinen Teil aufnehmen konnten. Und — entgegen sonstiger Erfahrungen springt auch niemand ab. Seit drei Monaten bleiben die Teilnehmerzahlen gleich. Darum werden wir auch im Jahre 1952 die begonnene Arbeit nach besten Kräften ausbauen.

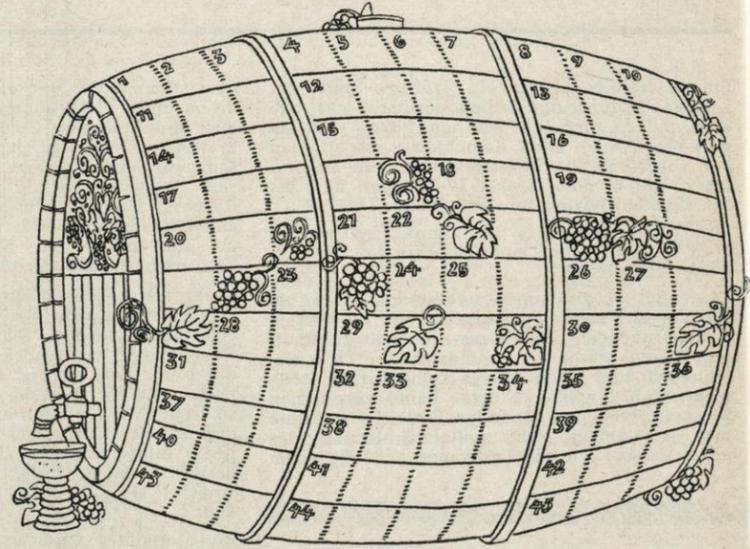
Otto Scheuengpflug

### Kreuzworträtsel

#### „Das Weinaß“

Waagrecht: 1. Stadt im Sudan, 4. Gerücht, 8. Gewässer, 11. Waldgebirge in Braunschweig, 12. Liebesgott, 13. Universum, 14. Segelstange, 15. Anerkennung, 16. Klostervorsteher, 17. Heilbehandlung, 18. belgisches Hohlmaß, 19. See in Irland, 20. Völkerbund, 21. gebräuchl. Abk. für eine Insel a. d. Ostküste der USA, 24. Kulturstrauch, 26. britische Insel, 28. Musiknote, 30. Spielkarte, 31. englische Anrede, 32. Mandelkrähe, 35. Abkürzung für Vereinigte Staaten von Nordamerika, 37. althines. Philosoph, 38. altpersisches Reich, 39. japanisches Gewicht, 40. Nebenfluß der Donau, 41. Gebirge in Armenien, 42. Osten (französ.), 43. dem Wind abgewandte Seite (seemannisch), 44. Weinernte, 45. abgekürzter Fraunname.

Senkrecht: 1. Planet, 2. Doppelsalz, 3. Kalifennamen, 4. Schreibutensil, 5. Papageienart, 6. Himmelskörper, 7. Büßertum, Enthaltensamkeit, 8. Nebenfluß der Mosel, 9. deutscher Strom, 10. nahe Verwandte, 22. es (engl.), 23. eßbare Kastanie, 25. biblische Stadt, 26. Handwerker, 27. Stadt in Italien, 28. Schlingpflanze, 29. Fläche, Flächenraum, 31. Schreibart, 33. Kirchengewand, 34. die Aemise, 36. brasil. Bezeichnung des Tapirs.



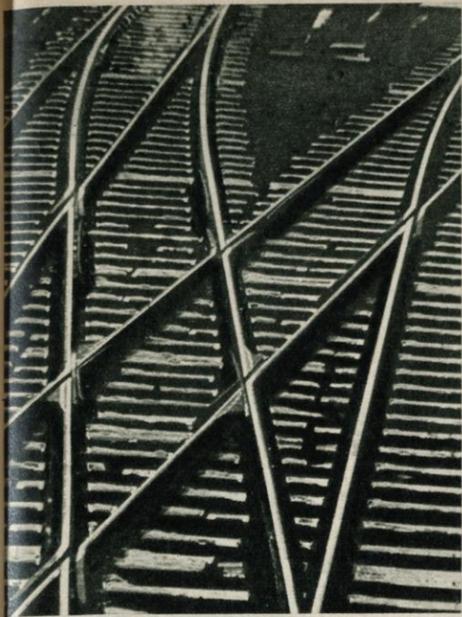
### Auflösungen aus Nr. 1

Das „Parlament“ im Kastenrätsel. 1. Diskussion, 2. Memorandum, 3. Kompromiß, 4. Majorität, 5. Hauskurier, 6. Grundrecht, 7. Diplomatie, 8. Bundesrat, 9. Destruktiv, 10. Kommuniqué. — Diagonale: Demokratie.  
Die seltene Pyramide. 1—3 Tal, 1—7 Trio, 2—6 Aar, 2—9 Ar, 4—7 Ebro, 5—9 Bar, 6—2 Raa, 9—2 Ra, 9—5 Rab.

### PREISFRAGE

2  
Auf diesem Bild sind fünf Fehler zu suchen. Die dazugehörigen Buchstaben nennen, der Reihe nach gelesen, einen Sportbegriff. Für die richtige Beantwortung unserer Preisfrage setzen wir fünf Preise von je 15 Mark aus. Bei mehr als fünf richtigen Lösungen entscheidet das Los. Einsendeschluß 15. Februar 1952.





**Metallisch** und starr spannt sich das Schienennetz über das Bild. Ein merkwürdiges Ornament. In diesen sich überkreuzenden Schienen liegt kein romantisches Fernweh mehr. Dafür sind sie zu kalt, zu hart. Eine Foto-Agentur schickte uns dieses Bild. Niemand wollte es veröffentlichen. Wir glauben, daß es uns sehr viel sagen kann. Es öffnet uns den Blick für die Wirklichkeit des Alltags, der ohne Pathos ist.

**Keine** psychologische Studie von Menschen, die im Regen stehen. Man könnte sich ein humorvolles Bild vorstellen. Hier aber ein graues Foto mit dunklen Punkten. Die Punkte sind Menschen unter Regenschirmen, Menschen, die warten. Worauf? Die Antwort liegt nicht in diesem Bild. Wir fanden es in einem berühmten Buch über moderne Fotografie. Wir veröffentlichen es, weil es etwas aussagt über die Anonymität des Menschen in der Masse, in der Wirklichkeit.

Das dritte Foto stammt von einem berühmten amerikanischen Fotografen. Hier ist also das Individuum fotografiert. Die Kamera hält jede seiner Regungen fest, so wie man eine Pflanze in ihrem Wachstum beobachtet. Der Mensch ist nicht in einem Bilde zu erfassen. Der Fotograf untersucht des Menschen Erscheinungsbild, vereinigt die Summe einzelner Fotos zu einem einzigen, zum Bild des Menschen unserer Tage, den man mit dem Wissensdurst eines Naturforschers zu ergründen sucht.



**Drei Fotos**, bei denen der Leser fragen wird: „Warum stehen sie auf dieser Seite?“ Es passiert nicht viel darauf; es platzt keine Atombombe, es wird kein Mensch überfahren, es lächelt kein Pin up. Diese Fotos zeigen weder etwas Dokumentarisches noch eine Sensation noch Erotik. Es sind drei kalte, nackte Fotos. Sie haben eins gemeinsam, die Kälte nämlich. Sie wollen nichts vortäuschen. Sie bringen die Wirklichkeit, die ohne Pathos ist. Zwischen dem Schienenstrang, den Menschen mit Regenschirmen und dem sechsfachen Gesicht des Mannes ist ein Verwandtes. Sie helfen uns, die Wirklichkeit zu erkennen.

Fotos: Fee-Scheerer, Edward Steichen

## Wettlauf mit dem Tode

Fortsetzung von Seite 5

Endlich schlief Guilleaumont ein, und das Bewußtsein rastete. Aber in diesem abgewrackten, zerknitterten und zerdörren Körper wurde es gleich beim Erwachen wieder lebendig und mächtig. Da ist der Körper wirklich nur ein gutes Werkzeug, nur ein Diener. Den Stolz, ein solches Werkzeug zu sein, auch den konnte Guilleaumont so schön aussprechen.

„Wo ich nichts zu essen hatte, kannst du dir denken, daß mein Herz am dritten Marschtag nicht mehr sehr gut ging. Hänge ich da einmal über dem Nichts, denn es ging gerade an einem Steilabfall entlang, wo ich mir Löcher machen mußte, um mich mit den Händen daran zu klammern. Da hat das Herz auf einmal Panne. Es setzt aus, dann springt es wieder an, es klopft verkehrt. Ich spüre: wenn es nur eine Sekunde zu lauge aussetzt, dann lasse ich los. Ich halte ganz still und lausche in mich hinein. Niemals, hörst du, niemals, solange ich fliege, habe ich mich so an meinen Motor gehalten wie in den paar Minuten damals an mein Herz. Ich sagte ihm: Feste! Nochmal! Laß nicht nach! Schlag zu! — Aber es war ein Herz erster Wahl, es setzte wohl aus, aber es ging immer wieder an. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie stolz ich auf mein Herz war.“

Endlich war Guilleaumont in dem Zimmer zu Mendoza, wo ich bei ihm wachte, in den Schlaf der Erschöpfung gefallen. Ich dachte: Wenn man von seinem Mut reden wollte, er würde nur mit den Achseln zucken. Menschen fürchten sich überhaupt nicht mehr, wenn sie erst in den Ereignissen drinstehen. Nur das Unbekannte ängstigt die Menschen. Sobald man ihm die Stirn bietet, ist es schon kein Unbekanntes mehr. Guilleaumonts Mut besteht vor allem in seinem geraden und offenen Blick. Aber das ist gar nicht seine besondere Größe; die fließt aus seinem Verantwortungsgefühl. Er fühlt sich verantwortlich für sich selbst, seine Post und die Kameraden, die auf ihn warten. An seiner Entscheidung liegt es, ob sie sich freuen dürfen oder sich sorgen müssen. Mensch sein, heißt Verantwortung fühlen; sich schämen beim Anblick einer Not, auch wenn man offenbar keine Mitschuld an ihr hat; stolz sein über den Erfolg der Kameraden; seinen Stein beitragen im Bewußtsein, am Bau der Welt mitzuwirken.

Und solche Menschen will man mit Stierkämpfen und Spielern in eine Reihe bringen? Man preist ihre Todesverachtung. Ich pfeife auf Todes-

verachtung. Sie ist nur ein Zeichen geistiger Armut oder jugendlicher Unreife, wenn sie nicht in einer übernommenen Verantwortung wurzelt.

\*

Vom Menschen sagte Saint-Exupéry einmal, daß er dem Eisberg gleicht, von dem nur ein Bruchteil ans Licht tritt, während der gewaltige Rest verborgen bleibt.

Dieser Mensch kann auch niemals von seiner Umwelt abgelöst und isoliert für sich betrachtet werden; sie erst erlaubt ihm ja, Mensch zu sein. Dieser Satz erinnert an das Wort von Karl Marx: Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein.

Aber der Dichter Saint-Exupéry war kein Politiker und kein Gesellschaftskritiker. Er sah jeden Menschen als einmalige Erscheinung, die ihr eigenes Gesetz zu erkennen und zur Reife zu bringen hat, so wie ein Samenkorn Blatt, Blüte und Frucht hervorbringen muß. Die gesellschaftlichen Verhältnisse bedrückten ihn und erschienen ihm veränderungsbedürftig, weil sie so viele Menschen daran hindern, zur Reife zu kommen. Der französische Dichter war Flieger, und das schon zu einer Zeit, als die Maschinen, die Maß-

und Peilgeräte noch primitiv waren. Er gehörte zu der Gruppe jener Wagemutigen, die die ersten Nachtflüge ausführten, die Gebirge Südamerikas überflogen, um durch das Flugzeug die Menschen einander näherzubringen. „Wind, Sand, Sterne“ (erschienen im Karl-Rauch-Verlag) ist eines seiner ersten Bücher. Die Wüste Sahara, die er so oft überflog und in der er mehr als einmal notlanden mußte, bildet den Hintergrund für das Geschehen. Der Dichter ist bescheiden gewesen. Nicht einen Augenblick hat er daran gedacht, sein Tun als besonders heldenhaft oder bedeutungsvoll hinzustellen. Er flog, wie Kolumbus den Ozean überquerte, aber er dachte dabei über das Tun der Menschen nach, die tief unter ihm nur ihre kleine Umwelt sahen. Das Fliegen verschaffte ihm die Weite des Blicks, die menschliche Größe, die wir an seinen Büchern lieben. Als der zweite Weltkrieg ausbrach, wurde der Dichter Kampfflieger, und als Kampfflieger ist er am 31. Juli 1943 abgeschossen worden. Seine Bücher aber — wir nennen hier vor allem noch „Den kleinen Prinzen“ und den „Nachtflügler“ — werden bleiben, weil sie voller Güte und Menschenliebe sind.

## Lehrlingsfrage — europäisch

Eine Reihe vergleichender Bestimmungen der Lehrlingsausbildung in verschiedenen westeuropäischen Ländern hat der Internationale Bund Freier Gewerkschaften in Brüssel zusammengestellt. Die „Neue Zeitung“ schreibt: In Frankreich und Belgien beginnt die Lehre wie in Deutschland mit 14, in England, Italien und der Schweiz mit 16 Jahren. In fast allen Ländern dauert die Ausbildung 3—4 Jahre. Eine Ausnahme machen England, wo sie 4½ bis 5 Jahre, und die Schweiz, wo sie teilweise ebenfalls 4½ Jahre dauert.

In Frankreich ist der Mindestlohn des Lehrlings im ersten Jahre 10 Franken je Stunde und erhöht sich dann nach Leistung. Der englische Lehrling erhält im ersten Lehrjahr 50 v. H. des Facharbeiterlohnes und bis zu 80 v. H. im letzten Jahr. In Italien fehlt eine allgemeine Regelung,

und Peilgeräte noch primitiv waren. Er gehörte zu der Gruppe jener Wagemutigen, die die ersten Nachtflüge ausführten, die Gebirge Südamerikas überflogen, um durch das Flugzeug die Menschen einander näherzubringen. „Wind, Sand, Sterne“ (erschienen im Karl-Rauch-Verlag) ist eines seiner ersten Bücher. Die Wüste Sahara, die er so oft überflog und in der er mehr als einmal notlanden mußte, bildet den Hintergrund für das Geschehen. Der Dichter ist bescheiden gewesen. Nicht einen Augenblick hat er daran gedacht, sein Tun als besonders heldenhaft oder bedeutungsvoll hinzustellen. Er flog, wie Kolumbus den Ozean überquerte, aber er dachte dabei über das Tun der Menschen nach, die tief unter ihm nur ihre kleine Umwelt sahen. Das Fliegen verschaffte ihm die Weite des Blicks, die menschliche Größe, die wir an seinen Büchern lieben. Als der zweite Weltkrieg ausbrach, wurde der Dichter Kampfflieger, und als Kampfflieger ist er am 31. Juli 1943 abgeschossen worden. Seine Bücher aber — wir nennen hier vor allem noch „Den kleinen Prinzen“ und den „Nachtflügler“ — werden bleiben, weil sie voller Güte und Menschenliebe sind.

Der jährliche Urlaub beträgt je nach dem Lebensalter in Frankreich 21 bis 30 Tage, in Belgien 2 bis 3 Wochen, in Italien (je nach Dauer der Betriebszugehörigkeit) 15 bis 35 Tage, in der Schweiz einheitlich 14 Tage und in England je nach dem Betrieb 8 bis 12 Tage. Der Berufsschulunterricht erstreckt sich in Frankreich wöchentlich auf 2 volle Tage, in England auf 2 Halbtage, in Italien auf 1½ Stunden täglich, in der Schweiz auf 14 Stunden wöchentlich.

## STAATSFORMEN<sup>©</sup>

### MONARCHIE

In unseren letzten Ausgaben haben wir gesehen, wie in der Staatsform der Monarchie, zunächst in der Volksmonarchie, alle Macht vom freien Volk ausging. Das Volk konnte seinen König oder Herzog wählen. Dem Thing, d. h. der Versammlung der Freien, war der König Rechenschaft schuldig. Er konnte von ihm abgesetzt werden.

In der Lehnmonarchie wird der König von der Masse des Volkes schon unabhängiger und mehr seinen Lehnträgern verpflichtet, die wieder vom König als Lehns herrn abhängig sind.

Die ständische Monarchie mit ihren Körperschaften hat sich schon weit vom Ideal der Volksmonarchie entfernt. Hier liegt die größte Macht bei den Fürsten und Ständen.

Langsam schaltet der Monarch auch diese aus, um als absoluter Herrscher alles an sich zu ziehen.

Diese Machtvollkommenheit wird langsam untermauert. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts steht der Sturz des Absolutismus, der von der konstitutionellen Monarchie oder der Republik in fast allen Ländern abgelöst wird. Die konstitutionelle Monarchie wird gekennzeichnet durch das Zweikammersystem und ein festverankertes Steuerbewilligungsrecht der gesetzgebenden Körperschaften. Der Monarch ist abhängig geworden. Langsam setzt sich der Wille des Volkes wieder durch, und in der parlamentarischen Monarchie ist das vom Volk gewählte Parlament der entscheidende Faktor.

Für den Laien ist es oft schwer, die parlamentarische Monarchie und die Republik als Staats- bzw. Regierungsform auseinanderzuhalten.

Sehen wir uns England an. Es ist ein Musterbeispiel für eine parlamentarische Monarchie, obwohl im Volksmund England als das Mutterland der Demokratie, der republikanischen Regierungsform bezeichnet wird.

Die entscheidenden Unterschiede kann man in ein paar Sätzen nicht herausstellen. Deshalb werden wir in unserer nächsten Ausgabe den geschichtlichen Werdegang Englands von der verfassungsrechtlichen Seite her untersuchen und dabei feststellen können, daß es wirklich als eine Vorkämpferin der Demokratie und der Republik angesehen werden muß. KW

# So was Blödes!

gezeichnet von Otto Schwälge



„Verzeihung, können Sie mir einen Nagel borgen?“



„Darf ich Ihnen eine kleine Stärkung anbieten?“



## Viereinhalb Zentner Lebendgewicht liegen in der Kurve

Es ist das deutsche Bobweltmeisterpaar Anderl Ostler/Lorenz Nieberl auf der Olympia-Bobbahn Rieserssee bei Garmisch, wo sie am 18. Januar die Bayrische Zweierbobmeisterschaft gewannen. Zweite wurden die Schweizer Olympiasieger von 1948, Endrich/Spring, mit 1.39 Sekunden Rückstand vor dem Bob „USA II“ mit Johnson-McDonald, der weitere 6.35 Sekunden zurücklag. Ostler/Nieberl werden zusammen mit Kitt/Kuhn Deutschland im Zweierbob in Oslo vertreten. Mit etwas Glück, das zu jeder Höchstleistung gehört, können die beiden „Schwergewichte“ die Goldmedaille erringen. Fotos: dpa

## BUNTE SPORTPLATTE

Englische Spieler haben einen Lohn von vierzehn Pfund in der Woche. Viele bekannte Fußballspieler haben jedoch nach dem Abschluß ihrer aktiven Zeit hochbezahlte Managerposten übernommen. Die „Arsenal-Schule“ nimmt dabei den ersten Platz ein. Von den früheren Spielern des Londoner Klubs wurden David Jack, Ted Drake, Laurie Scott, Eddie Hapgood, Leslie Jones, Frank Moss, Ronnie Rooke und andere Manager im englischen und schottischen Fußball.

Der DFB stellt fest, daß die Steuereinnahmen der Länder aus dem Fußballtoto rund 153 Mill. DM betragen und damit zweieinhalbmal so hoch sind wie der Anteil des Sports aus dem Toto.

Trotz der vielen Tore, die bei einigen wichtigen Meisterschaftsspielen und Freundschaftstreffen letzthin geschossen wurden, sagte Fritz Szepan, der deutsche Angriffsführer der Vorkriegsjahre: „Es fehlt fast allen Vereinen an hochklassigen Stürmern, die schießen können. Was heute noch gezeigt wird, ist mehr oder weniger dem Zufall zuzuschreiben!“ — Fritz Szepan hat nicht ganz unrecht. Wir haben heute zwar wieder Stürmer, die oft ein verwirrendes Kombinationsspiel aufzuziehen verstehen, aber am herzhaften Torschuß im Strafraum hapert es. Was in erster Linie dem mangelnden Selbstvertrauen und einer zu „großen Verantwortung“ bei Punktspielen zugeschrieben wird.

Die erste Deutsche, die jetzt schon ihre Fahrkarte zu den Olympischen Spielen in Helsinki in der Tasche hat, ist die 14jährige Schülerin Hildegard Neu aus Stuttgart-Kaltental. Sie beteiligte sich mit 65 000 anderen Sportanhängern an den Rätselsendungen des Süddeutschen Rundfunks und der Deutschen Olympischen Gesellschaft.

## NICHT AUS DER LUFT

*gegriffen*

In aller Stille finden oft Beerdigungen statt. Hast du nicht gesehen, ist die Leiche begraben. Manchmal wird auch in aller Stille etwas gegründet. So zum Beispiel in München eine „Gesellschaft für Wehrkunde“. Hast du nicht gesehen, war die Gesellschaft da. An ihrer Spitze sollen mehrere Generale stehen, die die Anteilnahme der Öffentlichkeit noch etwas scheuen. Dabei ist die ganze Gesellschaft natürlich unpolitisch; wie jeder Kegelklub wird sie sich ins Vereinsregister eintragen lassen und sich dann wehrwissenschaftlichen Studien hingeben. Jedem Deutschen seinen Verein. Der eine wirft Kegel um und der andere die Verfassung. Wie sagte doch schon Aristoteles vor ach so langer Zeit: „Denn die Herren der Waffen sind auch die Herren über Bestand und Nichtbestand der Verfassung.“



Die olympische Eidesformel wird bei den Winterspielen voraussichtlich von Birger Ruud gesprochen werden, dem einstigen zweimaligen Olympiasieger im Sprunglauf (1932 und 1936) und Silbermedaillengewinner von 1948.

Erstaunt waren europäische Beobachter, daß brasilische Mannschaften, die sie im Spiel sahen, nach der Pause keine Ermüdungserscheinungen zeigten. Die Aktiven verrieten ihr „Geheimnis“: Sofort nach dem Halbzeitpfeiff eilten die Spieler in die Kabinen und legten sich fünf Minuten ruhig in einen Schaukelstuhl, in dem Kopf und Beine hochgehalten werden. Diese Ruhestellung soll den Körper sofort entspannen und für die weiteren fünfundvierzig Minuten topfit machen.

Jugendlichen wurde der Zutritt zu einer Boxveranstaltung in Weikersheim in Baden von der Gemeindepolizei mit der Begründung, „daß der Boxsport verrohend wirke“, verboten.

Platztrockner in Rekordzeit will ein Veranstalter in Amerika ausprobieren. Wenn durch schlechte Witterung die durch Regen aufgeweichten Plätze eine Austragung der Fußballspiele gefährden, sollen mit Hilfe von 5000-Watt-Infrarot-Lampen die Plätze in ganz kurzer Zeit abgetrocknet und in einen spielfähigen Zustand versetzt werden.



Die italienische Presse veröffentlichte folgende Rangliste der besten Radrennfahrer 1951: 1. Kübler, 2. Koblet, 3. Bobet, 4. Magni, 5. van Steenberghe, 6. Coppi, 7. Bartali, 8. Bevilacqua, 9. Geminiani, 10. Gauthier.

Siebzehnjähriger wegen Klebens antikommunistischer Zettel fünfzehn Jahre Zuchthaus.

Zur Hebung der Steuermoral hat sich der Bürgermeister von Osaka in Japan eine neue Methode ausgedacht. Rückständige Zahlungen ans Finanzamt müssen in Zukunft mit Straßeneigen, Leichten und Müllarbeiten abgearbeitet werden. Es fragt sich nur, was man mit den städtischen Straßeneigen, Leichtenträgern und Müllabfuhrleuten macht, wenn sie keine Steuern zahlen. Ihnen mutet man es doch zu, „niedere“ Arbeiten zu tun, ohne daß sie von den Steuerlasten befreit werden.

Einige Jugendliche hatten sich in Bonn wegen Aufklebens verbotener kommunistischer Aufrufe vor dem Richter zu verantworten. Sie erhielten dafür eine Geldstrafe von durchschnittlich dreißig Mark. In der Ostzone erhielt dagegen jüngst ein

## KURZ BERICHTET

**100 Schiffsjungen**  
Die Fachvermittlungsstelle für Binnenschiffahrt beim Arbeitsamt in Duisburg sucht für sofort und Ostern 1952 für die Rheinschiffahrt und die westdeutsche Kanalschiffahrt 100 Binnenschifferlehrlinge und Schiffsjungen. Nach Angaben der Fachvermittlungsstelle dürfen die Jugendlichen, die bisher noch nicht in der Schiffahrt tätig waren, nicht älter als 16 Jahre sein. Die Lehrzeit beträgt drei Jahre.

**Zerstörte Wohnungen**  
Über 1 162 000 Wohngebäude wurden während des zweiten Weltkriegs im Bundesgebiet zerstört und in den Gebäuden fast drei Millionen Wohnungen von Kriegsschäden betroffen. Dies geht aus den Ermittlungen des Statistischen Bundesamts hervor.

**Versammlungswelle**  
Unter dem Stichwort „Jugendleben - Jugendschutz“ stehen die Kölner Jugendwochen, die über einen Zeitraum von vier Wochen laufen. In über 100 Versammlungen in allen Stadtteilen sprechen Ärzte, Erzieher, Jugendleiter, Gewerkschafter zur Jugend und zu den Eltern.

**Schwesternschule**  
Eine neue Schwesternschule wird in Waldshut am Rhein eingerichtet. — In der Internationalen Schwesternschule, die der Grenzlandheilstätte „Wehrwald“ in Todtmoos angegliedert ist, konnte bereits der vierte Lehrgang abgeschlossen werden. Diese Schwesternschule bereitet Lehrschwestern aus allen europäischen Ländern und anderen Kontinenten auf ihren Beruf vor.

**Naturfreunde**  
Vom 19. Juli bis 31. August soll im südlichen Schwarzwald ein großes internationales Naturfreunde-Camping veranstaltet werden. Die Naturfreunde-Internationale umfaßt zurzeit in elf Ländern 1200 Ortsgruppen mit über 200 000 Mitgliedern. In Europa und Amerika besitzen die Naturfreunde überdies 600 Hütten und Ferienhäuser.

**In der Regierung**  
Mit der Wahl Max Webers am 14. Dezember ist die schweizerische Gewerkschaftsbewegung zum ersten Male in dem sieben Mitglieder zählenden Bundesrat vertreten. Bevor M. Weber Geschäftsleiter der Bundesunion für Verbrauchergenossenschaften wurde, war er mehrere Jahre lang Vorsitzender der Bauarbeitergewerkschaft gewesen.

**364 Verdienstkreuze**  
aller Stufen sind bis zum 12. Januar 1952 verliehen worden, teilt die Ordenskanzlei im Bundespräsidialamt mit.

**Betrübliche Zahlen**  
Vor 1933 flossen im Reichsdurchschnitt 12 v. H. der Länderausgaben dem Schulwesen zu — heute dagegen liegt der Durchschnitt im Bundesgebiet unter 8 v. H. Im Lande Hessen beträgt der Aufwand für Schulen 8,4 v. H. Zur selben Zeit wird für die hessische Gendarmerie das Vierfache ausgegeben wie früher. Im reichen Lande USA entfällt auf 22 Schüler eine Lehrkraft — doch selbst das bitter arme Österreich hat für je 30 Kinder einen Lehrer — in der Bundesrepublik dagegen betreut im Durchschnitt ein Lehrer 50 Kinder!

# AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES  
Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Schriftleitung: Hans Trepple, Telefon 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088/562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertildruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln, Pressehaus, Breite Straße 70.